

FREIBURG IN DEN LANGEN 70ERN

Facetten einer Stadt im Wandel

Projektgruppe
Freiburgs 70er,
Johannes Miske (Hg.)

Projektgruppe Freiburgs 70er, Johannes Mücke (Hg.)

Freiburg in den langen 70ern

Projektgruppe Freiburgs 70er, Johannes Mücke (Hg.)

Freiburg in den langen 70ern

Facetten einer Stadt im Wandel

Projektgruppe: Analisa Cresso, Melissa Fischer,
Melike Helimergin, Kerstin Huber, Sven Hübschen,
Nanna Knaup, Alexander Kollecker, Miriam Kresser,
Inessa Pelitshev, Laura Marie Steinhaus, Marie-Luise Stutz,
Franziska Tacke, Tasmin Taskale und Mona Wagener

Universität Freiburg

2023

Freiburg in den langen 70ern ist ein Studienprojekt des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Kooperation mit dem Zentrum für Populäre Kultur und Musik; für die großzügige Unterstützung dieser Publikation danken die Herausgeber*innen herzlich.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-947637-01-0

© Universität Freiburg 2023

Erschienen im Eigenverlag, Gesellschaft für Europäische Ethnologie in Freiburg e.V.
Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg

Redaktion & Korrektorat: Alexander Kollecker, Johannes Müske,
Inessa Pelitschev, Laura Marie Steinhaus, Tasmin Taskale, Mona Wagener
Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Tobias Becker
Grafikgestaltung & Ausstellungsdesign: Sonja Koskowski, grafik.werkstatt freiburg
Druck: Universitätsdruckerei Freiburg

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

INHALT

9 | **Vorbemerkung und Dank**

11 | **Freiburg in den langen 70ern**
Politik, Protest und Populärkultur

Johannes Müske

20 | **Ausstellungsimpressionen**

*Projektgruppe
Freiburgs 70er*



Szenen und populäre Orte -

von Flugblatt, Filmrolle und Diskokugel

45 | **Das Jos Fritz**
Entstehungsgeschichte eines Freiburger Originals

Melissa Fischer

53 | **Das »KoKi«**
Kommunale Filmarbeit als kritische Praxis
und ideeller Aushandlungsprozess

Franziska Tacke

63 | **Die Disko der 1970er Jahre**
Bedeutungszuschreibungen zwischen popkulturellem Narrativ
und jugendkulturellem Kampfbegriff

Laura Marie Steinhaus



**Kreative Protestformen -
mit Schlafsack, Megaphon und Trompete**

- 77 | **»Kein KKW in Wyhl!«**
Motive und Strukturen der Proteste gegen das KKW in Wyhl *Sven Hübschen*
- 87 | **Freiau, Dreisameck, Schwarzwaldhof**
Erinnerungen an die Freiburger Hausbesetzungen
in den langen 70er Jahren *Miriam Kresser*
- 97 | **»Freiburger Bürger: Wehren Sie sich in Ihrem Interesse!«**
Die Freiburger Fahrpreiskämpfe im Februar 1968 *Kerstin Huber*
- 105 | **Die alternative Blaskapelle »Rote Note«**
Kreativer Protest in traditionellem Gewand *Inessa Pelitschev*



**Neue soziale Bewegungen -
zwischen Kinderladen, Latzhose und Friedenstaube**

- 115 | **»Das Gefühl war einfach: Jetzt können wir die Welt fünffach kaputt machen«**
Die Friedensbewegung der 70er Jahre *Alexander Kollecker*
- 125 | **»Das Private ist politisch!«**
Heterogene Aushandlungsprozesse von Positionierungen
innerhalb der Neuen Frauenbewegung *Mona Wagener*



**Alternativen im Alltag -
vom Rumhängen, Selbermachen und anders Lernen**

- 135 | **Mode mit Motiv**
Neue Kleidungsformen zwischen Alltag und Alternativ *Nanna Knaup*
- 143 | **»Lange Haare, kurzer Verstand«?**
Jugendliche »Gammler« waren ein Stereotyp und trugen
mit ihrem Lebensstil Alternativen in den Alltag *Marie Stutz*
- 151 | **»Jeder hat eigentlich so gelebt wie sein Geschmack war.«**
Kulturanthropologische Perspektiven auf die Erprobung
neuer Wohnerfahrungen in den 1970ern *Tasmin Taskale*
- 159 | Dank, Kooperationspartner und Bildnachweis

FREIBURG IN DEN LANGEN 70ERN

Facetten einer Stadt im Wandel

Ein Forschungsprojekt
von Studierenden der
Universität Freiburg

Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie

**Ausstellung
im Uniseum**

Bertoldstraße 17 | Freiburg

19. Juli – 14. September 2019

geöffnet Donnerstag bis Samstag

14 – 18 Uhr

Vernissage

18. Juli 2019 | 19 Uhr

Programm: www.alltagskultur.info/freiburg



Uniseum Freiburg

Kooperation und Unterstützung:



z | p | k | m



Vorbemerkung und Dank

Der vorliegende Band geht auf eine Ausstellung des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie zurück, die im Sommer 2019 im Uniseum Freiburg gezeigt wurde: *Freiburg in den langen 70ern – Facetten einer Stadt im Wandel*. Nun, einige Jahre nach dem 900-jährigen Stadtjubiläum, legen wir, eine Projektgruppe von Master-Studierenden des Fachs *Kulturanthropologie europäischer Gesellschaften*, die dazugehörige Publikation vor. Der Band dokumentiert zum einen das Ausstellungsprojekt, das den Schwerpunkt des zweiseimestrigen Studienprojekts bildete. Zum anderen sind aus dem Projekt Essays entstanden, die Einblicke in die jüngere Geschichte Freiburgs und in die Forschungsthemen des Fachs geben: Die Kulturanthropologie erforscht Alltagsthemen zur Gegenwart und jüngeren Vergangenheit, die auf der Basis von Interviews und Archivmaterialien untersucht werden.

Wir danken der Philosophischen Fakultät, dem Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, dem Zentrum für Populäre Kultur und Musik und der Fachschaft Kultur-

anthropologie für die großzügige Förderung der Ausstellung und der Publikation. Ebenso danken wir der Gesellschaft für Europäische Ethnologie in Freiburg (GEEF e.V.) und einer Freiburger Bank für die finanzielle Unterstützung von Vernissage und Ausstellung. Das Uniseum Freiburg, Radio Dreieckland, Antiklager Freiburg und das Kommunale Kino (KoKi) ermöglichten ebenfalls Ausstellungsteile und trugen das Wort in die Welt. Sonja Koskowski von der grafikwerkstatt freiburg übersetzte unsere Ideen in ein wunderbares Ausstellungsdesign, Tobias Becker gestaltete diese Essaypublikation. Schließlich möchte der Seminarleiter ganz herzlich allen Studierenden danken. Sie haben aus ihren Forschungsarbeiten nicht nur eine Ausstellung gemacht, auf die das gesamte Institut stolz ist, sondern darüber hinaus spannende Essays erarbeitet – eine tolle Kollektivleistung!

Freiburg, im März 2023

Für die Projektgruppe
Johannes Müske



Freiburg in den langen 70ern

Politik, Protest und Populärkultur

Johannes Müske

Freiburg in den langen 70ern – eine Stadt im Wandel. Als »lange« 70er Jahre werden in der Zeitgeschichte die Jahre zwischen 1968 und 1983 bezeichnet, von der Jugend- beziehungsweise Studentenrevolte bis zu den großen Friedensdemonstrationen in Deutschland. Vor der Kulisse des Kalten Krieges und den Nachwehen der revolutionären 60er Jahre brachen sich vielschichtige kulturelle Wandlungsprozesse in der Gesellschaft Bahn. Im kleineren Maßstab geschah dies auch abseits der Metropolen: Auch in Freiburg kam es an verschiedenen Schauplätzen zu geschichtsträchtigen Entwicklungen. Den Freiburger »68er-Moment« bildeten die Fahr-

preiskämpfe – die Auseinandersetzungen lassen sich im Rückblick als Anbrechen eines neuen Politikverständnisses deuten, da Bürger*innen im Februar 1968 für ihre Anliegen buchstäblich auf die Straße gingen und sich auch nicht von den neu angeschafften Wasserwerfern einschüchtern ließen. 1983 endeten in der Region die »langen« 70er, als das geplante KKW in Wyhl am Kaiserstuhl nach jahrelangen Protesten politisch beerdigt wurde. Doch nicht nur im Politischen, auch in der Alltags- und Populärkultur gab es neue Entwicklungen, von denen das reiche Freiburger Kulturleben noch heute zeugt: Diskotheken, Frauencafés, der Buchladen

Abb. 1: Die selbstgebaute Litfaßsäule endlich mit historischen Plakaten und Reproduktionen zu beleben war ein richtiges Highlight. Präsentiert wurde sie unter anderem auch in einem Teil unserer Institutsbibliothek.

Jos Fritz oder das Kommunale Kino sind damals entstanden.

Während in der folgenden Ausstellungsdokumentation und in den Essays viele Freiburger Beispiele gegeben werden, soll in den nächsten Zeilen kurz die gesellschaftliche Gemengelage skizziert werden, in denen sich die neuen gesellschaftlichen Suchbewegungen entfalteten.

Die 70er – ein neues Milieu plant die »stille Revolution«

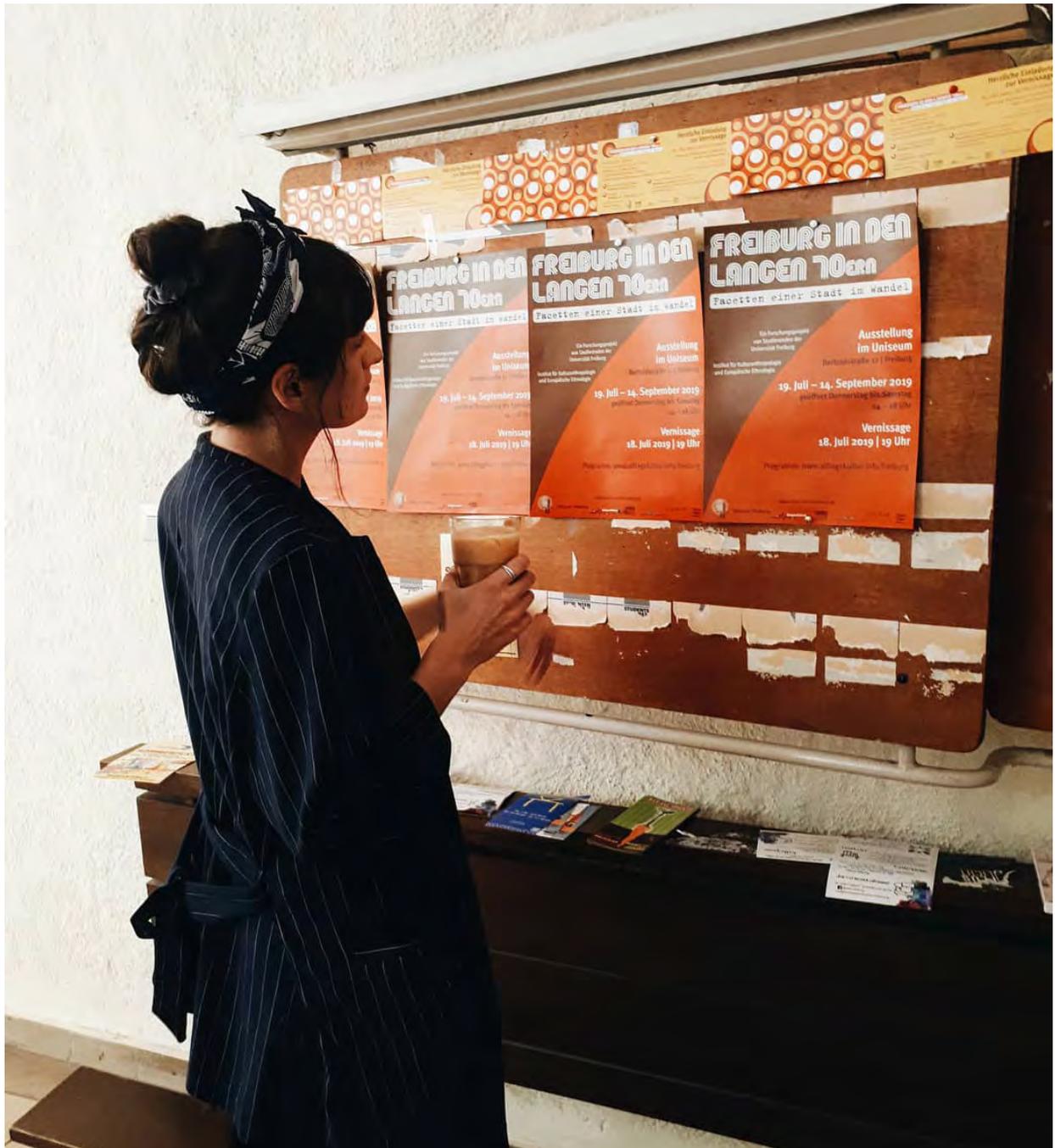
Das Projekt *Freiburg in den langen 70ern* untersucht den Wandel der Alltagswelt im Kleinen. Nach den eruptiven Ereignissen um das Jahr 1968 stellten die Menschen fest, dass der gesellschaftlich-politische Wandel nicht so schnell zu erreichen sein würde. Vor allem die jüngere Generation begann damit, Veränderungen Schritt für Schritt »von unten« einzuführen und startete damit eine »stille Revolution« (Inglehart 1971). In Folge eines komplexen Zusammenspiels unterschiedlicher Faktoren, darunter der generationelle Wandel, die Entstehung der post-industriellen Gesellschaft, Bildungsexpansion, aber auch ein relativer Wohlstand trotz Wirtschafts- und Umweltkrisen, entstanden neue Wertprioritäten

(ebd.: 1009–15). Die Werte spiegelten sich in Wahlergebnissen, aber auch in den sogenannten neuen sozialen Bewegungen wider, die die Welt in Frage stellten (»neu« in Abgrenzung zu den »alten« sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts). Sie kämpften für Gleichberechtigung der Frauen und benachteiligter Gruppen, gegen Umweltzerstörung und technische Großprojekte, für den Frieden und andere Ziele, die mit ideellen und solidarischen Werten verknüpft waren. Politisch waren diese Bewegungen eher im »linken« Spektrum angesiedelt, durchaus aber auch anschlussfähig für konservativer eingestellte Bürger*innen, wie beispielsweise die Friedens- und die Anti-Atomkraftbewegung zeigten.

Viele Mitglieder und Sympathisant*innen dieser neuen Bewegungen waren Teil eines neu entstehenden alternativen Milieus, das die Welt eher verändern wollte, als sie so zu lassen wie sie war. Dieses gesellschaftliche Milieu umfasste insbesondere die junge Generation in den 70ern. Im Gegensatz zu den älteren Sozialmilieus war das alternative Milieu nicht klassenspezifisch begrenzt. Es definierte sich durch ein gemeinsames »Korpus moralischer Regeln«¹, welche breit gefächert waren, sowie gemeinsame »politische Ziele und philosophische Ideen ebenso wie Geschmack, Lebensstil, Sprache, das Verhältnis

¹ Eine Definition Émile Durkheims, hier zit. nach Reichardt/Siegfried (2010: 11).

Abb. 2: Kurz vor Ausstellungsbeginn wurden die Plakate an präsenten Orten im Stadtraum verteilt – immer mit dabei: Kaffee vom lokalen Dealer unserer Wahl, dem Senkrecht.



zu Leib und Seele und einen bestimmten politischen Stil« (Reichhardt/Siegfried 2010: 11). Zahlenmäßig war das alternative Milieu nicht groß, doch gesellschaftlich-kulturell sehr einflussreich (Rucht 2010; Vester 2010). Dies zeigte sich etwa in neuen alternativen Medien mit kritischen Themen (prominent: *Kursbuch*, *Ulcus Molle Info*), aber auch in neuen Lifestyle-Magazinen und ihrer teils sehr freizügigen Ästhetik. Ein neuer politischer Stil zeigte sich am sichtbarsten in den Projekten, die damals angestoßen wurden und auf direkte politische Partizipation abzielten. Denn sollte die Gesellschaft verändert werden, so der Anspruch, müsse man in seiner persönlichen Umwelt die Dinge verändern: Kinderläden mit »antiautoritärer« Erziehung, Landkommunen und gemischte Wohngemeinschaften, ethisch korrekter Konsum, für Gleichberechtigung der Geschlechter und Demokratie auf die Straße gehen, alternative kulturelle Angebote schaffen – das alles, und noch viel mehr, wurde in den Jahren nach »68« ins Werk gesetzt. Ein Stück weit wurde die Welt also tatsächlich verändert – Ideen wie die Umweltbewegung sind heute auch in den politischen Parteien repräsentiert.

Das Alltägliche ist politisch – kulturwissenschaftliche Perspektiven

Das Politische wird im Fach zunehmend wiederentdeckt. Für unsere Projektgruppe war eine kulturanthropologische Forschungsperspektive leitend, die die Menschen und ihren Alltag als zentrales Untersuchungsthema hat. Politik befasst sich, der griechisch-lateinischen Wortbedeutung (*politiká*) nach, mit den Dingen, die die Planung des Gemeinwesens betreffen – dieser Politikbegriff deckt sich weitgehend mit einer kulturanthropologischen Lesart, die lieber vom »Politischen« als von der »Politik« spricht. Damit verschiebt sich der Fokus von politischen Institutionen hin zu unterschiedlichen Akteur*innen, die in gesellschaftlichen Prozessen im Alltag – und eben nicht nur in Parlament oder Regierung – aushandeln, wie unsere Welt beschaffen ist (Rolshoven 2018: 17–25; Schönberger 2018). Die neuen sozialen Bewegungen sahen sich politisch nicht repräsentiert und suchten nach direkten Wegen der Partizipation – dies gelang ihnen durch ihre gesellschaftlich breit unterstützten Proteste, aber auch durch die neuen Initiativen, die sie gründeten. Diese komplexen Interaktionen zwischen den beteiligten Akteur*innen zu untersuchen, ist das Ziel einer Kulturanalyse des Politischen (Adam/Vonderau 2014: 9). Denn gerade die Kulturanthropologie verfüge über

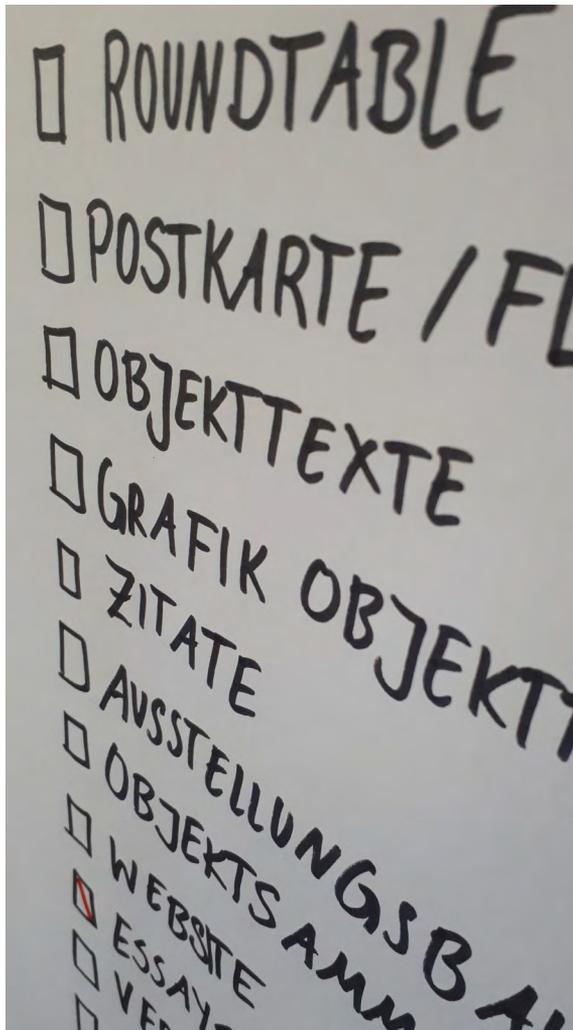


Abb. 3: So eine Ausstellung bringt viele Aufgaben mit sich: vor allem für Neulinge, wie wir es damals waren, alles sehr aufregend. Visualisieren und Verantwortlichkeiten verteilen waren das A und O.

das »analytische und methodische Instrumentarium« zu untersuchen, wie sich politische Felder »konstituieren und verändern [...] sich überlappen, verflechten oder wieder an Bedeutung verlieren« (ebd.: 17).

Mittelstädte und die »Provinz«, als Orte des Politischen, haben in den letzten Jahren vermehrt kulturwissenschaftliches Interesse gefunden (z.B. Müske 2019; Paulus 2018; Schmidt-Lauber 2010). Die Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland lebt abseits der großen Zentren; hier ereignen sich die großen gesellschaftlichen Konflikte im kleineren Maßstab – wie etwa jüngst Bernd Jürgen Warneken (2018) in seinem autobiografischen Buch zu den bewegten damaligen Tübinger Jahren beschrieben hat. Diese und weitere Studien im Fach (z.B. Ingendahl/Ratzeburg 2015; Schönberger/Sutter 2009; Tauschek 2016) untersuchen, wie Machtverhältnisse sich Stück für Stück wandelten, wie neue Akteur*innen das politische Feld betraten und ihre Interessen mithilfe alternativer Protestformen artikulierten und durchsetzten. Dieser kulturwissenschaftliche Blickwinkel stellt die Alltagsakteur*innen und ihre Ansichten ins Zentrum der Untersuchung. Daran haben wir uns orientiert und Interviews geführt und Archive durch-

forstet, wobei schnell klar wurde, dass die verschiedenen Orte, Bewegungen und Personen eng miteinander verflochten waren. Beispielsweise trafen sich Mitglieder der Anti-AKW-Bewegung im Jos Fritz, um Aktionen zu planen, zu diskutieren und Flugblätter herzustellen, die wiederum unter den Studierenden zirkulierten.

Eine andere Welt ist möglich!

Die Essays in diesem Buch erzählen am Beispiel von Freiburg von jenen Kämpfen für Selbstbestimmung und politische Partizipation. Die Moderne mit ihrem Streben nach Autonomie, Selbstbefreiung von Zwängen und Souveränität über die gegebenen Umstände ist ein emanzipatorisches Projekt. In den 70ern erreichten diese Bestrebungen einen Höhepunkt. Die neuen sozialen Bewegungen führten diese Ideale der Moderne fort und verlagerten ihre »Kämpfe um Anerkennung« vom Sozialen – wie noch die klassischen sozialen Bewegungen der Arbeiter*innen oder Suffragetten im 19. und 20. Jahrhundert – auf kulturelle Felder, wie etwa die Debatten um die Bildungsreformen, im weltweiten Maßstab aber auch die indigenen Bewegungen

oder die Schwulenbewegung zeigen. Es gibt aber auch dunkle Seiten der damaligen Erneuerungsbestrebungen, die hier nicht angesprochen werden und an anderer Stelle erzählt werden müssen: die linke RAF-Gewalt, die unfassbaren Verfehlungen der Reformpädagogik, die niedergeschlagenen Bewegungen in der DDR. Nur angedeutet bleiben auch die weltweiten Beziehungen der sozialen Bewegungen untereinander.

Auch heute gibt es wieder neue soziale Bewegungen, von »links« und »rechts«. Politische »alternative« Bewegungen gründen ihre eigenen Medien, protestieren für die Umwelt oder gegen angebliche »Überfremdung«. All diese und weitere historische Entwicklungen verdienen ebenfalls eine kritische Einordnung, doch in unserer Ausstellung zum Freiburger Alltag in den 70ern traten sie in den Hintergrund.

Die Ereignisse in Freiburg und ihre bleibenden Errungenschaften erinnern uns daran, dass die Welt demokratisch zum Besseren verändert werden kann. Viele Ideen des alternativen Milieus sind heute längst gedanklicher Mainstream geworden, auch wenn viel zu tun bleibt und der Wandel für viele zu langsam passiert. Doch

Abb. 4, 5, 6: In Vorbereitung der Ausstellung hatten wir auch einige Pressetermine. Im Seminar waren die Journalistin Verena Adt (gr. Bild, rechts) und eine Fotografin der Universität Freiburg zu Besuch und wir konnten stolz erste Einblicke in die Ausstellungsmaterialien gewähren (Fotos: Ingeborg F. Lehmann).



positive Veränderungen finden auch heute ihren Widerhall in der Politik. Sie erfordern Offenheit und einen langen Atem. Sie erfordern Mut. Sie erfordern uns alle.

Literatur

Adam, Jens/Asta Vonderau (2014): Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: Dies., Hg.: *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*. Bielefeld: Transcript, 7–32.

Ingendahl, Gesa/Wiebke Ratzeburg/Tübinger Stadtmuseum, Hg. (2015): *Protest! Stricken, Besetzen, Blockieren in den 1970/80er Jahren. Eine Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen*. Tübingen: Stadtmuseum.

Inglehart, Ronald (1971): The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-industrial Societies. In: *American Political Science Review*, 65 (Dec.), 991–1017. Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/1953494>

Müske, Johannes (2019): Kampf ums Paradies. Bürgerschaftlicher Protest und Herstellung von politischer Konkurrenz in einer Mittelstadt (Konstanz, 1970er/80er Jahre). In: Karin Bürkert/Alexander Engel/Timo Heimerdinger/Markus Tauschek/Tobias Werron, Hg.: *Auf den Spuren der Konkurrenz. Kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Münster etc.: Waxmann, 247–267.

Paulus, Julia, Hg. (2018): »Bewegte Dörfer«. *Neue soziale Bewegungen in der Provinz 1970–1990*. Paderborn: Schöningh.

Reichardt, Sven/Detlef Siegfried (2010): Das Alternative Milieu. Konturen einer Lebensform. In: Dies., Hg.: *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*. Göttingen: Wallstein, 9–24.

Rolshoven, Johanna (2018): Dimensionen des Politischen. Eine Rückholaktion. In: Dies./Ingo Schneider, Hg.: *Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft*. Berlin: Neofelis Verlag, 14–34.

Rucht, Dieter (2010): Das alternative Milieu in der Bundesrepublik. In: Sven Reichardt/Detlef Siegfried, Hg.: *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*. Göttingen: Wallstein, 61–86.

Schmidt-Lauber, Brigitta, Hg. (2010): *Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole*. Frankfurt a.M.: Campus.

Schönberger, Klaus (2018): Zur Spezifik des Politischen in der Empirischen Kulturwissenschaft. In: Johanna Rolshoven/Ingo Schneider, Hg.: *Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft*. Berlin: Neofelis Verlag, 35–50.

Schönberger, Klaus/Ove Sutter, Hg. (2009): *Kommt herunter, reißt euch ein ... Eine kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen*. Berlin: Assoziation A.

Tauschek, Markus, Hg. (2016): *Macht, Politische Kultur, Widerstand. Studentischer Protest an der Universität Kiel*. Münster, New York: Waxmann.

Vester, Michael (2010): Alternativbewegungen und neue soziale Milieus. Ihre soziale Zusammensetzung und ihr Zusammenhang mit dem Wandel der Sozialstruktur. In: Sven Reichardt/Detlef Siegfried, Hg.: *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*. Göttingen: Wallstein, 27–60.

Warneken, Bernd Jürgen (2018): *Mein 68 begann 65. Eine Tübinger Retrospektive*. Tübingen: Klöpfer & Meyer.



AUSSTELLUNGSIMPRESSIONEN

In den »langen« 70ern, zwischen 1968 und 1983, veränderte sich der Alltag schleichend aber nachhaltig. Es entstand ein alternatives Milieu, dessen Ideen bis heute in die Gesellschaft hineinwirken: Immer mehr Menschen orientierten sich weg von konventionellen Wert- und Rollenvorstellungen hin zu persönlicher Entfaltung, Selbstbestimmtheit und Gleichberechtigung von Mann und Frau. In einer Zeit voller Spannungen – zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen Alt und Jung, zwischen Haben und Sein – bildeten sich alternative Alltagspraktiken und kreative Protestformen heraus.

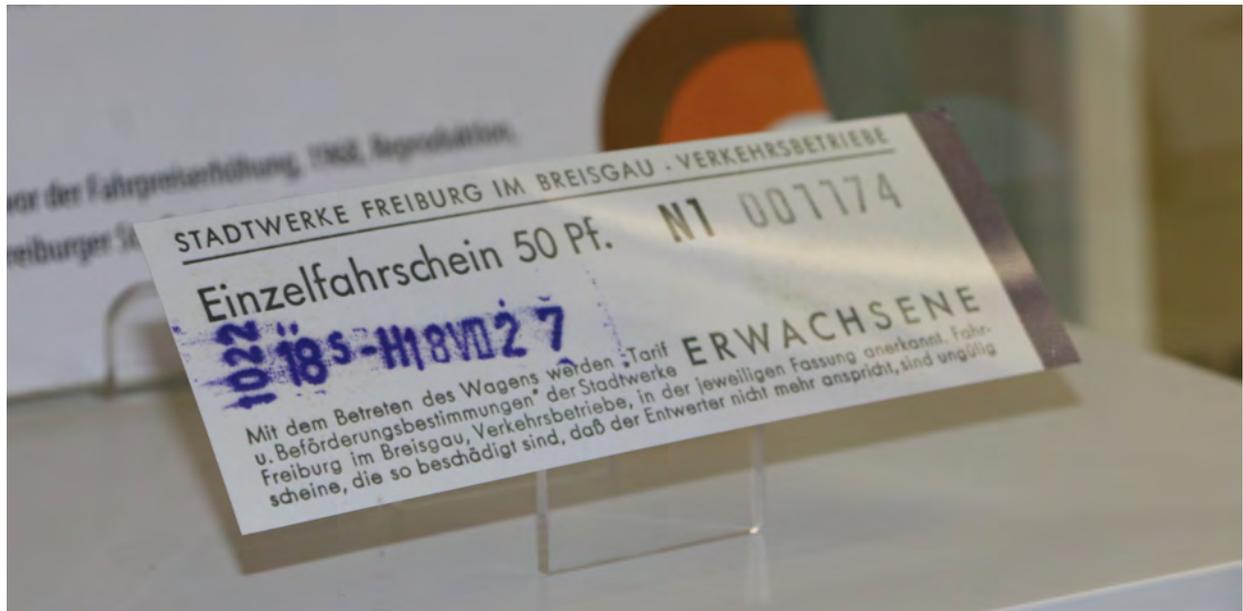
In Medien und Politik wurden die Wirtschaftskrise, der Radikalenerlass, der RAF-Terror und die Nato-Aufrüstung diskutiert. Vor Ort, in der Region Freiburg und anderswo, begannen engagierte Bürger*innen, ihre Ideale in selbstorganisierten und demokratischen Projekten zu verwirklichen: Das Kommunale Kino, der Buchladen Jos Fritz und alternative Wohnprojekte haben ihre Ursprünge in Initiativen, die neue Wege gegen mediale Einseitigkeit oder Wohnungsnot einschlugen. Politisch waren die Projekte eher im linken Spektrum angesiedelt, doch sie waren auf vielfältige Weise mit der Gesellschaft und anderen politischen Milieus verbunden.

Von einigen dieser Geschichten erzählt unsere Ausstellung. Sie zeigt Freiburger Perspektiven auf die »stille Revolution«. Wir haben mit Zeitzeug*innen gesprochen, Archive durchforstet und Objekte zusammengesucht, um die langen 70er Jahre lebendig werden zu lassen. Unsere Erzählungen beginnen 1968 mit den Fahrpreiskämpfen und enden 1983, als das KKW Wyhl politisch beerdigt wurde und die Friedensbewegung in der BRD ihren Höhepunkt erreichte.

Die Facetten einer Stadt im Wandel sind sehr vielfältig, daher bleibt unsere Rückschau auf die Zeit ausschnittshaft. Die Ausstellung zeigt, in

welcher Weise gegenwärtige Formen des Zusammenlebens historisch gewachsen sind. Zugleich weist sie in die Zukunft und regt zum Nachdenken an: *Was wollen wir bewegen und wie wollen wir miteinander leben?*





Der Fahrschein des Anstoßes

Im Februar 1968 gingen die Menschen in Freiburg auf die Straßen. Grund hierfür war eine Erhöhung der Fahrpreise um bis zu 50 Prozent, die vor allem »sozial schwache« Menschen wie Studierende, Arbeiter*innen, Schüler*innen und Rentner*innen treffen würde. Diese Gruppen hatten wenig Geld und waren auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen. Vor allem die jüngere Generation protestierte am Bertoldsbrunnen. Vorbild waren die Bremer Straßenbahnkrawalle,

die kurz zuvor erfolgreich eine Fahrpreiserhöhung verhindert hatten. Die Blockaden halfen in Freiburg aber nichts: Am 15. Februar 1968 stimmte der Gemeinderat der Erhöhung zu und sie trat am 1. März in Kraft.

Abb. 1: Einzelfahrschein für Erwachsene vor der Fahrpreiserhöhung, 1968, Vereinsarchiv der Freunde der Freiburger Straßenbahn e.V. (Reproduktion).

»Wir sind nicht mit dem Möbelwagen vorgefahren«

Wer ein leeres Haus besetzen will, muss schnell sein. Deshalb waren die besetzten Häuser provisorisch eingerichtet. Strom und Wasser waren oft abgestellt, übernachtet wurde mit dem Schlafsack auf dem Boden, und Essen brachten Unterstützende vorbei. Mit Bannern, Flugblättern und Veranstaltungen machten die Protestierenden auf ihre Besetzungen aufmerksam, um sie möglichst lange aufrechtzuerhalten. Besetzt wurde aus verschiedenen Gründen. Es gab nicht genug bezahlbaren Wohnraum und kaum Freiräume für junge Menschen, die die Werte ihrer

Eltern nicht teilten. Sie brauchten Platz für ihre alternativen Lebensweisen und sahen diesen durch Spekulationen von Hausbesitzer*innen und Sanierungsprojekte der Stadt gefährdet. Andere nutzten die Besetzungen als öffentliche Plattform für ihre Kapitalismuskritik.

Abb. 2: Schlafsäcke wurden bei Hausbesetzungen gebraucht, denn dabei konnte man »nicht mit dem Möbelwagen« vorgefahren, wie eine Interviewpartnerin erzählte (Leihgabe: privat).



»Lange Haare, kurzer Verstand« (Sprichwort)

Als »Gammler« wurden ab Mitte der 60er Jugendliche bezeichnet, die lange Haare hatten und unregelmäßig arbeiteten. Ihre Gesamtzahl wurde 1966 auf zirka 800 bis 1000 Jugendliche deutschlandweit geschätzt, europaweit sollen es 5000 gewesen sein.

Im Gegensatz zu ihren Eltern wollten die Jugendlichen nicht den strikten Strukturen der Arbeitswelt folgen. Das Anderssein zeigten sie auch in ihrem Nichthandeln: Statt zu protestieren, legten sie sich hin und genossen ihre Freizeit. Sie reisten mit dem Nötigsten, das in einen Rucksack passte. Materielles war ihnen nicht wichtig. Ihre Zeit verbrachten sie auf öffentlichen Plätzen, einige schliefen unter freiem Himmel, was von der Polizei kontrolliert wurde und den Unmut der Bevölkerung erregte.

Aufgrund ihrer geringen Anzahl und ihrem Müßiggang werden sie nicht zu den sozialen Bewe-

gungen gezählt. Damals sorgten sie mit ihrem Lebensstil für heftige Diskussionen innerhalb der Bevölkerung und für eine heftige Medien-debatte. Die Welt der »Gammler« symbolisierte die Vorstellung von einem selbstbestimmten, entschleunigten Leben, das Ende der 60er keinen Anklang fand und als gesellschaftliches Problem angesehen wurde. Sätze gegenüber den »Gammlern« wie »Hier müsste man mal aufräumen« waren keine Seltenheit.

Auch in Freiburg wurde über die »Gammler« diskutiert: In einem Ratsprotokoll von 1967 wird erwähnt, dass sich einige am Münsterplatz aufgehalten und eine Blumenverkäuferin belästigt haben sollen.

Abb. 3: Zitate in der Ausstellung – als »Sprechblasen«, im Fenster aufgehängt (Ausstellungsdekoration).

... doch in vielen Dingen unbedarfter,
... Revolutionäre.«

... ist heute 58 Jahre alt und hat in den
Ausbildung zur Masseurin gemacht.

... Sache machen und dann ist das passiert. Und
da haben wir halt versucht, Alternativen zu finden.«

Inland Metzger-Twardon ist heute ca. 68 Jahre alt und
ehemaliger Pastoralelement und Kirchengemeindevorstand.

»Das ist die Stadt mit der größten Waldorfschul-
dichte der Welt! Man kann mit dem Auto in der
großen Pause alle drei Waldorfschulen besichtigen.«

Brigitte von Schwarzenfeld ist heute 80+ und ehemaliges
Mitglied im Vorstand des Trägervereins Waldorfschulver-
ein Breisgau e.V. und im vorbereitenden Lehrerkreis der
FWS St. Georgen, wo sie Englisch- und Klassenlehrerin
war.

»Und wir waren musikalisch
relativ schlecht. Das hat
geklungen, was wir gerne
aus irgendeinem Grund
ganz verstehe, glaube ich

Johannes Ehmann ist heute
den 70ern bei der »Roten

»Denn Gammler sind nur eine lose internationale
Gesellschaft langmänniger Feinde der Arbeit ohne
missionarischen Eifer.«

Vierheilig, Leander: Nichts dagegen, wenn andere arbei-
ten... Wer sind, was wollen die Provos? In: Freiburger Stu-
denten Zeitung 5/1967, S. 2-3.

Mit der Posaune zum Protest

Mit ungeputzten Blasinstrumenten bot die »Rote Note« musikalische Unterstützung bei zahlreichen Ereignissen in und um Freiburg. Die alternative Blaskapelle existierte von 1973 bis 1984 und spielte unter anderem bei der Platzbesetzung in Wyhl, bei Aktionen gegen das Abtreibungsverbot, beim sogenannten Häuserkampf oder auch bei der Eröffnung des Jos Fritz. Diese kreative Protestform sollte zu einer bunteren Gestaltung von Demonstrationen und Kund-

gebungen beitragen und gleichzeitig die etablierte Musikkultur ablehnen. Durch absichtlich schiefes Spielen, ungeordnetes Laufen und ein ungewöhnliches Repertoire wollte die Kapelle provozieren, ein Zeichen gegen Konformismus setzen und sich von der üblichen Marsch- und Kunstmusik abgrenzen.

Abb. 4: Posaune, Leihgabe Mechtild Fuchs, ehemaliges Mitglied der »Roten Note«.



Böse Menschen haben keine Lieder

Geschichten machen Mut. Geschichten bleiben im Gedächtnis. Noch mehr gilt dies für Lieder, die die Herzen der Zuhörer*innen erreichen. Die neuen sozialen Bewegungen vermittelten ihre Anliegen nicht nur durch Fakten, sondern auch emotional. Poesie prangerte Korruption und Ungerechtigkeiten an – teils deftig ironisch überzeichnet. Die Sänger*innen verteilten Liederzetteln, sodass jede*r mitsingen konnte. Oft wurden neue Texte zu bekannten Volksliedme-

lodien gedichtet. Bei den Anti-KKW-Protesten im Dreyeckland war auch die gemeinsame Sprache wichtig – der Dialekt als Sprache des Volks gegen die technokratische Sprache der Mächtigen. Regional und überregional bekannt wurden die Liedermacher Roland »Buki« Burkhardt und Walter Moßmann.

Abb. 5: LP De bleede Ofe von Buki, mit Liedern von 1975–82; Trikont-Verlag 1982 (Archiv ZPKM).



»Ein Glas Wasser mit Zitrone, bitte.«

Zum Tanzen aufgefordert zu werden, bestimmte einen großen Teil der Interaktion in der Disko der 70er. Dabei schienen die Geschlechterverhältnisse klar geregelt gewesen zu sein – Frauen warteten auf die auffordernden Männer, welche aber abgelehnt werden durften, ohne dass dies ungewöhnlich war. Neben dem Tanzen galten diese Regeln auch für die Getränke: Alkohol war damals nicht günstig, deshalb hofften Frauen teilweise darauf, eingeladen zu werden. Solange wurde ein Glas Wasser mit Zitrone getrunken.

Die Disko stellte für die Jugend einen Begegnungsort dar, an dem gesellschaftliche Vorstellungen von Kommunikationsformen hinterfragt wurden. Was Jugendbeobachter*innen der Zeit entweder als narzisstisch belächelten oder als anpassungsgestört kritisierten, war eine Möglichkeit, sich abseits der Konventionen auszuleben.

Abb. 6: Glas Wasser mit Zitrone auf 70er-Jahrtisch (Ausstellungsdekoration).



Kommunismus gegen Kopfschmerzen

Die heute als »Jos Fritz« bekannte Buchhandlung in der Wilhelmstraße sollte zunächst »Aspirin« genannt werden. Zu dieser Idee wurde die Gründergruppe von einem Gedicht von Roque Dalton inspiriert. Der Dichter aus El Salvador war Mitte der 70er in der Freiburger Szene sehr populär und seine Beschreibung des Kommunismus hatte zuvor schon dem Kino Aspirin seinen Namen gegeben.

Die Kreativität der jungen, wilden Freiburger*innen wurde dann jedoch von einem Großkonzern gebremst: Trotz großer Bemühungen vonseiten des Buchladens verbot Bayer die Verwendung seines geschützten Markennamens. Anstatt zu resignieren, suchten die Gründer*innen weiter, und so war dann auch bald der revolutionäre Bauernanführer Jos Fritz als neuer Namenspatron für den politischen Buchladen gefunden.

Abb. 7: Verpackung Aspirin Kopfschmerzmittel, undatiert [ca. 1975] (Leihgabe Bayer Unternehmensarchiv).





Neue Zeitschriften greifen die gesellschaftliche Atmosphäre auf

»Wenn diese Zeitschriften auch im Prinzip im politischen Umfeld der Protestbewegung gegen den Kapitalismus angesiedelt waren, waren sie sich dennoch mit der Unterhaltungsindustrie in den wesentlichen Punkten einig: Zerstörung der jüdisch-christlich geprägten moralischen Werte, Apologie der Jugend und der individuellen Freiheit.« (Michel Houellebecq, Elementarteilchen, 1998)

Auch das kommerzielle Verlagswesen nahm den neuen Zeitgeist auf. In Deutschland entstanden neue Magazine wie *Playboy* (1972, Erotik/

Lifestyle), *Cinema* (1975, Kino), *Mädchen* (1976, Jugend), *100 Ideen* (1977, Do It Yourself) oder die *Spex* (1980, Musik). Mit ihren Lifestyle- und Kulturthemen sprachen sie an alternativen Lebensstilen interessierte Zielgruppen an und waren teils sehr freizügig aufgemacht. Auch Magazine wie *Quick*, *Twen* oder der *Stern* orientierten sich an den neuen Themen und erzielten hohe Auflagen.

Abb. 8: Alternative Zeitungen aus Freiburg und Zeitschriften, 70er (Beistelltisch mit Reproduktionen und Originalen; Ausstellungsdekoration).

Die Anfänge des KoKi – bescheiden und idealistisch

»Wenn ich heute manchmal die Filme ansehe in restaurierter Fassung, also dann denk ich, ich sehe einen neuen Film [...], das war alles noch sehr bescheiden damals. Aber wir waren ja froh, endlich mal was sehen zu können.« (Willi Karow, ehemaliger Geschäftsführer)

Als das Kommunale Kino 1972 von Freiburger Jungsozialist*innen und Mitgliedern des studentischen Kinos »Aspirin« gegründet wurde, waren seine Anfänge von Improvisationen und Kompromissen geprägt: Wenn zwei Mal in der Woche das große Schild »Kommunales Kino« aus dem Keller geholt und vor der Gewerbeschule aufgestellt wurde, spielte der geliehene Filmprojektor nur Filme im 16-Millimeter-Format ab. Manche der Vorstellungen in der Aula – mit obligatorisch anwesender Lehrperson – mussten wegen miserabler Filmqualität abgebrochen werden. Zugleich steckten viel Engagement und Stolz hinter dem idealistischen



Bestreben, alternatives Kino zu bieten: Filmemacher*innen »ohne Maulkorb und mit Biss« fördern und »andere Filme anders zeigen«. Das KoKi ist bis heute eine Freiburger Institution.

Abb. 9: Filmrolle, 16-mm-Format (Leihgabe Kommunales Kino).



Der Wyhler Wald ist umkämpft

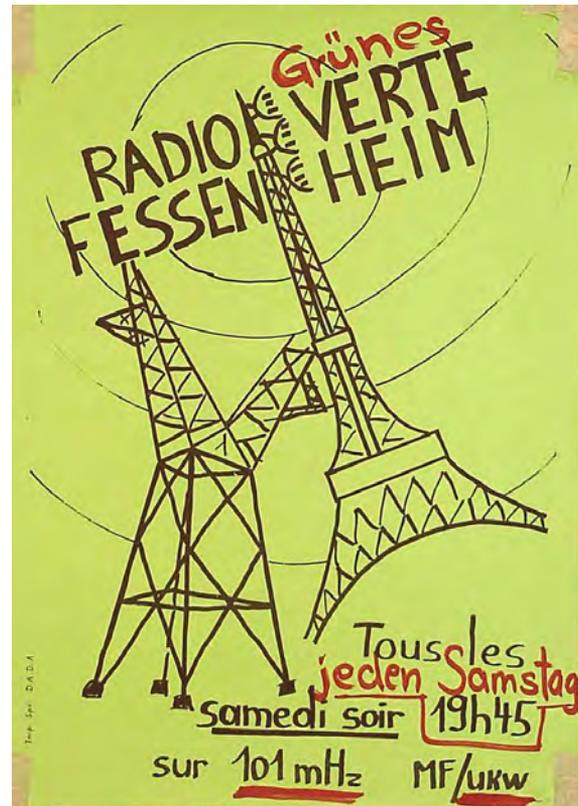
Die Pläne, in Wyhl ein Kernkraftwerk zu bauen, wurden von Anfang an durch Demonstrationen begleitet. Die Landbevölkerung befürchtete den Verlust ihrer traditionellen Lebensgrundlage und hatte Angst vor der Strahlung. Zu einer Eskalation kam es im Februar 1975, als Bürger*innen aus Wyhl und der Region auf die Baumaschinen kletterten, den Bauplatz besetzten und so die Arbeiten stoppten. Nach wenigen Tagen räumte die Landespolizei den besetzten Platz. Die Räumung hielt die Kernenergie-Gegner*innen nicht von weiteren Aktionen ab. Während einer

Großkundgebung mit 30.000 Teilnehmer*innen gelang es einer Gruppe von Demonstrierenden, den Platz »als Pfand zurückzugewinnen«. Dieses Mal richteten sich die Besetzer*innen mit Zelten und Barrikaden auf dem Baugelände und im Wyhler Wald ein. Die zweite Besetzung dauerte neun Monate, bis zum November 1975.

Abb. 10: Fotografien vom Wyhler Wald, 1975, Archiv der Badisch-Elsässischen Bürgerinitiativen Weisweil (Reproduktionen); Stacheldraht (Ausstellungsdekoration).

Radio Verte Fessenheim – ein Piratensender wird zum freien Radio Dreyeckland

Es waren zwölf geschichtsträchtige Minuten: Am 4. Juni 1977, zwischen 19.45 Uhr und 19.57 Uhr, ging »Radio Verte Fessenheim« erstmals auf Sendung. Der Piratensender hatte seine kleine Antenne symbolträchtig auf einem Strommast der französischen Elektrizitätsgesellschaft EDF bei Heiteren (Elsass) installiert. Diesen Strommast hielten Umweltschützer*innen besetzt, um zu verhindern, dass das AKW Fessenheim Atomstrom in Richtung Paris liefert. Fessenheim ging schließlich ans Netz, doch die Atomkraftgegner*innen dies- und jenseits des Rheins erkannten, dass ein Radiosender beim Kampf hilft. So konnten Informationen, die nicht in den bürgerlichen Medien vorkamen, verbreitet werden. Radio Verte sendete für die Ökologiebewegung – auf Französisch, Deutsch und Alemannisch. Post und Polizei machten bald Jagd auf das unbequeme Medium, waren bei der Suche nach der Sendetechnik aber selten erfolgreich. Um 1979 bildete sich in Freiburg eine thematisch bunte Redaktion. 1981 ging aus Radio Verte das neue »Radio Dreyeckland« (RDL) hervor. In Frankreich ist das Senden seit-



her legal; in der BRD bekam RDL 1988 eine offizielle UKW-Frequenz – 102.3.

(Radio Dreyeckland, Markus Barnay)

Abb. 11: Plakat von Radio Verte Fessenheim, undatiert [ca. 1977] (Archiv Radio Dreyeckland).



Lila Latzhose – Zwischen Protestsymbol und Uniformierung

»Das Private ist politisch - das fanden wir natürlich alle total richtig. Und haben wir auch auf unser Leben angewandt!« (Traute Hensch)

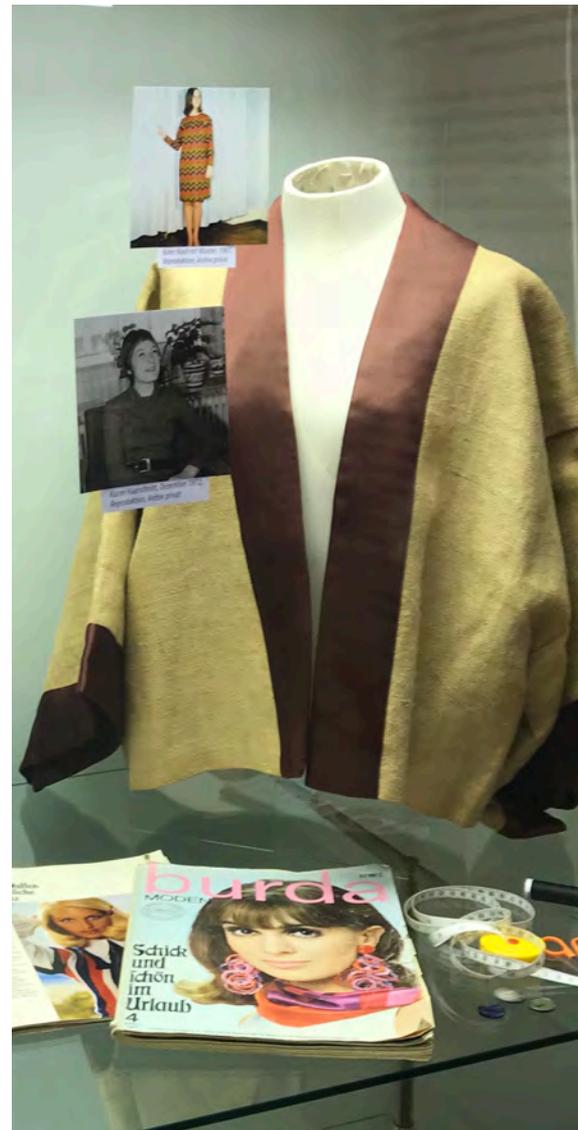
Die Neue Frauenbewegung (»neu« in Abgrenzung zur Frauenbewegung des frühen 20. Jh.) formierte sich ab 1972 auch in Freiburg. Frauen wurden laut, tauschten sich aus und machten auf sich aufmerksam. Sie protestierten sowohl in der Öffentlichkeit als auch durch subjektive Handlungen und Entscheidungen im Alltag. Besonders weite Kleidung und lila Latzhosen wurden zu Bedeutungsträgern des Protests und dienten zur Abgrenzung von gesellschaftlich geprägten Normen. Die lila Latzhose, meist eine selbstgefärbte Handwerkerhose, wurde für viele Frauen zum Protestsymbol der Bewegung. Andere wiederum spotteten darüber, weil es einer Uniformierung gleichkäme, der sie sich nicht unterordnen wollten.

Abb. 12: Selbstgefärbte lila Latzhose (privat).

Leute machen Kleider

Kleider können kritisieren. Kleidungsstücke vermitteln Werte und Ideale und können zur Selbstdarstellung und der Identifikation mit gesellschaftlichen Gruppen oder der Abgrenzung dienen. Die junge Generation drückte ihre politischen und gesellschaftlichen Interessen auch modisch aus. Die Jugend benutzte die Kleidung als ein alltägliches Protestmittel, um ihre Unabhängigkeit gegenüber der Generation der Erwachsenen zu artikulieren. Dabei wurde die Protestkleidung häufig von ihnen selbst hergestellt. Bei der Anfertigung von sogenannter Do-it-yourself-Kleidung wurden bereits existierende Kleidungsstücke verwendet und umgeformt. Manches, was für die Elterngeneration üblich und unhinterfragt war, wurde von der Jugendgeneration auf den Kopf gestellt.

Abb. 13: Kimono, Tasche, Schuhe aus den 70ern (private Leihgaben).



Mit Essen spielt man nicht – oder doch?

Die Akteur*innen der neuen sozialen Bewegungen waren nicht nur politisch unterwegs. Sie hatten auch einen Alltag. Sie waren beschäftigt mit Studium, Job, Beziehung – und mit der Erziehung ihrer Kinder. Für viele junge Eltern hatte das autoritäre Erziehungsmodell ausgedient. Stattdessen wollten sie ihre eigenen Ideale von Freiheit und Selbstentfaltung an ihren Nachwuchs weitergeben. Die Idee des Kinderladens war geboren. In leerstehenden Räumen – oft ehemaligen Läden – wurden selbstorganisiert alternative Betreuungs- und Erziehungsmodelle erprobt. Die Kinder, so das Ideal, sollten sich ge-

genseitig in der sozialen Interaktion »erziehen«. Daher waren Spaghetti auf dem Boden keine Seltenheit. Doch anstelle von Strafen wuchs die Erkenntnis: Wer das Essen verschüttet, bleibt hungrig. Heute sind Konzepte aus der Montessori- oder Waldorfpädagogik auch im staatlichen Erziehungswesen verbreitet.

Abb. 14: Kochtopf aus den 70ern (private Leihgabe).

Abb. 15: Spatenstich in der Bergiselstraße am 30. April 1983 (Archiv der Waldorfschule St. Georgen).







Das kommt mir Russisch vor ...

Künstlerische, handwerkliche und kognitive Fächer werden in der Waldorfpädagogik als gleich wichtig angesehen. Lehrende können unter Beachtung des Rahmenplans den Unterricht individuell an die Kinder anpassen. Ab der ersten Klasse lernen sie Eurythmie, Englisch, Russisch, Handarbeit und Spielturnen. Deutsch, Mathematik und Sachunterricht finden als Hauptunterricht statt, diese Fächer werden in längeren Blöcken, »Epochen«, unterrichtet. Englisch und Russisch stellen je eine westliche und eine öst-

liche Sprache dar. Fremdsprachen werden durch das Hören, Spielen und Mitsprechen nähergebracht, da die Schüler*innen in den ersten drei Jahren diese nicht schreiben. Die gebackenen kyrillischen Buchstaben sind ein Beispiel für kreativen Unterricht. In der Eurythmie gestaltet man Buchstaben im Raum, aber Namen zu tanzen ist ein Mythos.

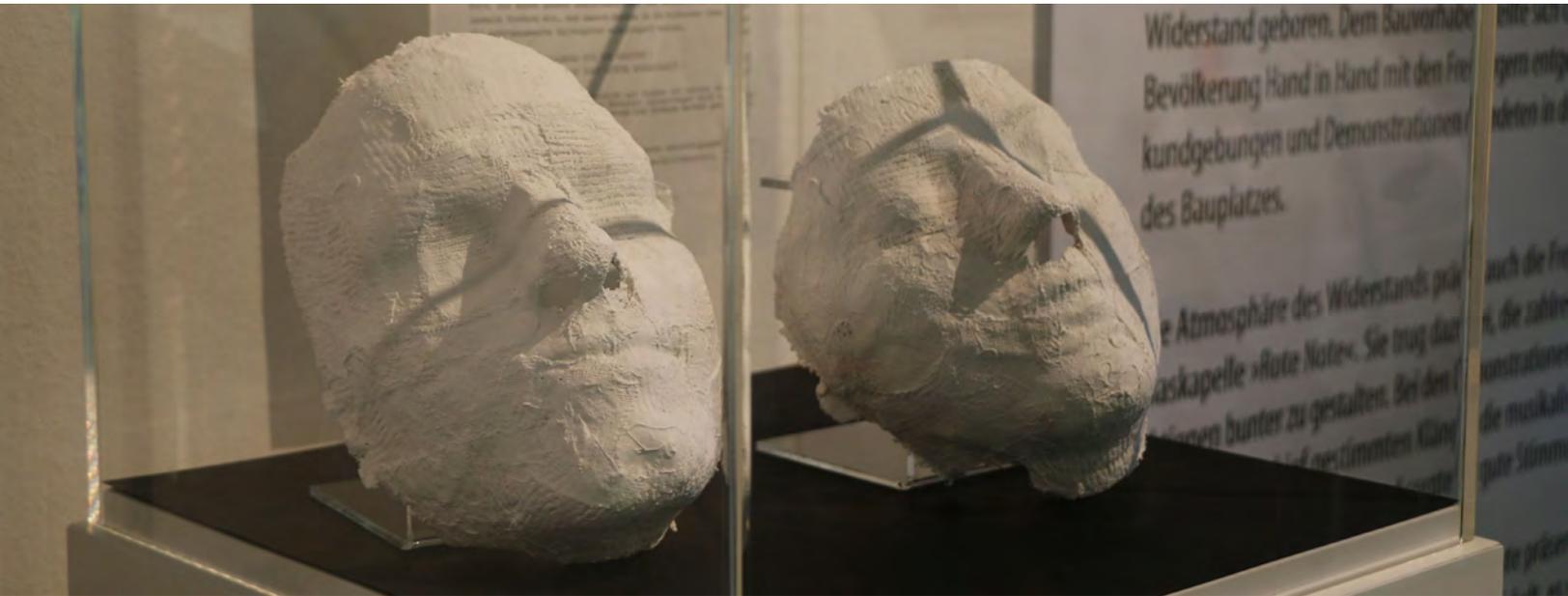
Abb. 16: Selbstgebackene kyrillische Buchstaben (Ausstellungsdekoration).

»(Ver)Wahren Sie Ihr Gesicht«

»Wir rechnen damit, nicht zu überleben.« - In dieser drastischen Aussage eines Flugblatts aus dem Umfeld der Friedensbewegung von 1981 lässt sich erahnen, dass die Vorhaben der politischen Entscheidungsträger seit den 70ern eine Atmosphäre der Angst und Unsicherheit in Teilen der Gesellschaft verankerten. Die immanente Bedrohung des eigenen Fortbestehens im Zuge der militärischen Aufrüstung in Ost und West, der Bau neuer Atomkraftwerke in Fessenheim und Wyhl sowie grassierende wirtschaft-

liche Probleme führten zu emotionalen Appellen von Bürger*innen an die Politik. Um der Nachwelt im Falle eines Katastrophenszenarios etwas hinterlassen zu können, wollte man Gesichtsabdrücke anfertigen und im »Kulturbunker« Oberried (Barbarastollen) aufbewahren, denn auch der Mensch sei ein »schützenswertes Kulturgut«.

Abb. 17: Gesichtsabdrücke aus Gips (Ausstellungsdokumentation).



»Mehr hatte ich nicht, mehr hab ich auch nicht gebraucht« (Birte Lärche*)

Was zuvor aufgrund rechtlicher und sozialer Rahmenbedingungen – wie dem 1973 abgeschafften Kuppelei-Paragrafen – nicht möglich war, konnte jetzt erprobt werden: Unverheiratete Personen lebten unter einem Dach, teilten sich Küche und Bad und pflegten enge soziale Beziehungen zueinander. Der Wertewandel materialisierte sich in der Einrichtung der Bewohner*innen, welche den neuen pragmatischen und post-materialistischen Lebensvorstellungen entsprach. Die Möblierung war zwar nicht mehr so sehr durch gesellschaftliche Normen eingeschränkt, doch aber durch das knappe Budget. Selbstgebaute Holz- oder Pressspanmöbel waren eingebunden in Geschichten von Entbehrungen, Mangel und Kreativität, welche sich in den heutigen Erzählungen der Zeitzeug*innen widerspiegeln.

(* Pseudonym)

Abb. 18, 19: Selbstgebauter Schreibtisch (Ausstellungsdekoration).







von Flugblatt, SZENEN UND POPULÄRE ORTE Filmrolle und Diskokugel

Die in den 68ern entstandenen alternativen Milieus wollten ihren Traum von einer radikalen Veränderung der Gesellschaft durch kollektive Protestaktionen verwirklichen. Dieser Idealismus fand seinen Ausdruck ebenfalls in individuellen Lebensentwürfen und im Aufkommen alternativer Szenen. Mit Enthusiasmus und Engagement schufen die jungen Akteur*innen neue Begegnungsorte wie den Arbeitskreis alternative Kultur oder die Medienwerkstatt. Aus provisorischen Anfängen entwickelten sich daraus komplexe Institutionen und subkulturelle Netzwerke, die in Freiburg mitunter bis heute populär sind.

Das lebendige Stadtviertel Im Grün beherbergte dabei eine Schnittstelle für die alternative Szene: den bewusst politischen Buchladen »Jos Fritz«. Die Möglichkeit, Protestschriften und Flugblätter direkt in der angeschlossenen Druckerei zu vervielfältigen, befeuerte den spontanen Charakter der verschiedenen Protestbewegungen. Ein weiterer Bestandteil dieser Szene findet sich in dem Verein des Kommunalen Kinos mit seinen politischen und filmästhetischen Lagern. Mit dem Ziel »Andere Filme anders zeigen« im Kopf und einem geliehenen Filmprojektor an der Hand verschrieben sie sich dem Kampf gegen Kommerz und kulturpolitische Ausgrenzung.

Die sich verändernden Formen der Lebensführung zeigten sich nicht nur in politisch-motivierten und konsumkritischen Ansätzen. Auch die Diskokultur bot einen Entfaltungsraum abseits festgelegter Wertvorstellungen. Das schillernde Phänomen des »Saturday Night Fevers« mit seinen Diskorhythmen und Paartanzstilen prägte das Lebensgefühl Disko, wurde aber auch negativ bewertet.

Die Szenen und populären Orte boten Spielraum, um die Werte der vorherigen Generationen zu hinterfragen. Dabei herrschten jedoch sowohl innerhalb als auch außerhalb der Grup-

pierungen rege Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten. Gegen Ende der langen 70er öffneten sich die alternativen Orte und Netzwerke durch zunehmende Professionalisierung immer mehr den Interessen des Mainstreams und konnten so Teile ihrer Visionen umsetzen. Ihren Charme behalten sie bis heute.





jos fritz

Das Jos Fritz

Entstehungsgeschichte eines Freiburger Originals

Melissa Fischer

Wie alles begann ...

Wir befinden uns in einer kleinen Großstadt am Rande des Schwarzwalds, im schönen Freiburg. Es ist Frühjahr 1975, die heiße Phase der 68er-Studentenproteste ist bereits vorbei. Von ihren legendären Taten wie der Rektoratsbesetzung erzählt man sich allemal noch Geschichten. Doch die linke Szene in Freiburg ist nicht tot, der Geist von Rebellion und Revolution liegt noch immer in der Luft. Junge Menschen sind

unzufrieden, weil sie merken, dass ihre Forderungen nach Gleichberechtigung und Partizipation nicht umgesetzt werden. Viele von ihnen sehen im Sozialismus die Lösung für ihre Vorstellung einer gerechten Gesellschaft. Marx, Engels und Co. werden unter Studierenden eifrig diskutiert und gehören für die sogenannte Alternative Szene zur Pflichtlektüre. In einer Zeit, bevor jedwede Information digital zugänglich war, sind

Abb. 1: »Jede Revolution beginnt mit einem Aufruf« – Poster zum 20-jährigen Jos-Fritz-Jubiläum unter Verwendung einer bekannten Fotografie von Albert Josef Schmidt (1995, Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

gedruckte Bücher das wichtigste Medium, wenn man sich auf dem Feld der politischen Theorie weiterbilden möchte.

Diese Bücher besorgt sich der (oder die) geneigte Freiburger Student*in für gewöhnlich im Buchladen »Libro Libre« (span., Freies Buch) in der Herrenstraße. Der kleine, leicht chaotisch wirkende Laden im Hinterhaus war im Rahmen von SDS¹ und Studentenbewegung eröffnet worden und versorgte Interessierte mit linker Literatur. Nach der Selbstauflösung 1970 zerfiel der SDS in viele Gruppen und Kleinparteien, sogenannte K-Gruppen. Auch in Freiburg führte dieser Prozess zur Gründung einer Gruppe des KBW.² Die maoistische Strömung fand innerhalb der Szene immer mehr Anhänger*innen, und auch das Libro Libre richtete sein Repertoire dementsprechend aus. Dadurch fokussierte sich das Sortiment zusehends auf KBW-freundliche Werke. Anfang 1975 wurde die Schließung des Libro Libre beschlossen; nicht unbedingt aus wirtschaftlichen Gründen, sondern weil die Betreiber*innen keine Notwendigkeit für das Bestehen ihres Ladens sahen. Sie waren weiterhin

mit Büchertischen unterwegs und vertrieben so ihre spezifisch politisch ausgerichtete Literatur.

Eine Gruppe junger Leute aus dem Umfeld der Universität sah jedoch weiterhin Bedarf für einen Ort der linken Literatur in Freiburg. Sie gründeten ein Kollektiv mit dem Ziel, eine Buchhandlung zu eröffnen. Etwas offener sollte sie sein, undogmatisch, frei, losgelöst von jeder spezifischen Partei oder Gruppe. Gedacht – getan. 42 Gründungsmitglieder brachten das nötige Geld zusammen. Sie fanden die Räumlichkeiten in der ehemaligen Kohlenhandlung Specht in der Wilhelmstraße, borgten die Kundenkartei aus dem bereits geschlossenen Libro Libre und eröffneten eine »politische Buchhandlung«. Am 15. April 1975 wurden im heutigen »Jos Fritz« die ersten Bücher verkauft. Einiges hat sich seitdem verändert, doch die Grundidee ist geblieben – noch immer versorgt das Jos Fritz die Freiburger*innen mit einer breiten Auswahl an Literatur über Politik, Wissenschaft und Belletristik.

¹ Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) war ein politischer Studentenverband in Westdeutschland und West-Berlin, der von 1946 bis 1970 bestand.

² Der Kommunistische Bund Westdeutschland (KBW) war eine westdeutsche K-Gruppe, die nach dem Niedergang des SDS entstanden war und von 1973 bis Anfang 1985 bestand.

Über Kopfschmerzen bei der Namensfindung

Auch heute, in einer vom Onlinehandel dominierten Welt, steht das Jos Fritz für zwischenmenschliche Begegnungen beim Bücherkauf und die Liebe zum gedruckten Wort. Dafür ist der Laden in Freiburg und über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt und beliebt. Der Name Jos Fritz repräsentiert ein ganz spezielles Buchladen-Gefühl. Kaum vorstellbar, dass die Buchhandlung ursprünglich auf einen anderen Namen getauft werden sollte.

Als es Anfang 1975 darum ging, einen Namen für den neu entstehenden Buchladen zu finden, entschieden die Gründer*innen sich zunächst für den Namen »Aspirin«. Inspiration hierfür war ein Gedicht des Lyrikers Roque Dalton. In seinem Gedicht *Über Kopfschmerzen* schreibt er: »Der Kommunismus wird sein, unter anderem, ein Aspirin von der Größe der Sonne.« Das Gedicht entfaltete speziell im Freiburger linksalternativen Milieu eine große Wirkung, obwohl Dalton aus einem ganz anderen Teil der Welt stammte. Er wurde 1935 in El Salvador geboren, arbeitete nach seinem Studium als Journalist und Poet und setzte sich an verschiedenen Orten in Zentral- und Südamerika für den Kommunis-

mus ein. Er wurde zu einer bekannten Persönlichkeit der salvadorianischen Linken, verbrachte aber auch einige Zeit in Prag. Dort schrieb er das Gedicht *Sobre Dolores de Cabeza* (Über Kopfschmerzen), das mit der oben zitierten Zeile endet. 1975, im selben Jahr, in dem das heutige Jos Fritz seine Türen öffnete, wurde Dalton auf Grund von internen Konflikten von Mitgliedern der linksextremen ERP³, der er selbst angehörte, ermordet.

Im Gedicht beschreibt Dalton, dass sowohl der Kapitalismus als auch der Aufbau des Kommunismus große Kopfschmerzen bereiteten. Die Heilung dieser Schmerzen werde der vollendete Kommunismus sein, der sinnbildlich mit einer übergroßen Kopfschmerztablette verglichen wird. Daltons Gedicht, beziehungsweise dessen deutsche Übersetzung, fanden in Freiburg großen Anklang. Insbesondere die Allegorie des Kommunismus als Aspirin inspirierte schon Anfang der Siebziger die Gründer*innen des Kino Aspirin. Diese waren in der Sponti-Szene verankert und zeigten im Kino Aspirin schwerpunktmäßig linke Filme – häufig mit Bezug zu Lateinamerika. Das Team gehörte später auch zu den Gründer*innen des Kommunalen Kinos. Ebenso wie Jos Fritz ist das KoKi bis heute eine

³ Ejército Revolucionario del Pueblo (ERP), in etwa »Revolutionäres Volksheer«.

wichtige Institution für das kulturelle Leben der Stadt Freiburg. Dass Daltons Gedicht die Namensgebung beider Einrichtungen inspirierte, verdeutlicht zum einen die politische Haltung der Gründer*innen, zum anderen deren Verbindung und die enge Vernetzung der Freiburg Szene in den 70ern.

Für den neu entstehenden Buchladen schien sich der Name Aspirin in Bezug auf Daltons Gedicht gut zu eignen – über die Rechte am Namen des Kopfschmerzmittels hatte sich freilich niemand Gedanken gemacht. Heinz Auweder beschrieb die Namensgebung im Interview als eine »typische Sponti-Idee«. Und wer weiß, vielleicht hätte im fernen Leverkusen auch niemand Wind von dem unscheinbaren Buchladen im beschaulichen Freiburg bekommen, wenn nicht die in der linken Szene eher unbeliebte *Badische Zeitung* eine Meldung zur Eröffnung desselben gedruckt hätte. Durch genau diese wurde ungewollte Aufmerksamkeit auf den kleinen Laden in der Wilhelmstraße gelenkt, und schon kurze Zeit später meldete sich die Rechtsabteilung des Bayer-Konzerns: Aspirin sei ein geschützter Markenname, der daher nicht als Name für eine Buchhandlung verwendet werden dürfe. Das Kollektiv versuchte vergeblich, den Pharmaziekonzern darauf hinzuweisen, dass die befürchte-

te »Verwässerungsgefahr des Markenzeichens« durch die Verbindung mit einer beschaulichen Buchhandlung im ebenso beschaulichen Freiburg denkbar gering sei. Doch Bayer sah in der Angelegenheit einen Präzedenzfall und lenkte nicht ein. Der Briefwechsel zwischen Buchhandlung und Bayer wurde in der Freiburger Szenenzeitschrift *Links Unten* abgedruckt und liest sich heute recht unterhaltsam.⁴ Die Veröffentlichung dieser schriftlichen Auseinandersetzung zwischen Buchhandlungskollektiv und Pharmakonzern spiegelt wider, wie wichtig das Thema Transparenz für das links-alternative Milieu damals war. Um einen aussichtslosen Rechtsstreit zu vermeiden, entschied sich das Kollektiv letztendlich dafür, einen anderen Namen zu finden.

Ein 500-jähriger Revolutionär gegen die Atomkraft

An dieser Stelle kommt Joß Fritz ins Spiel. Der historische Joß Fritz (auch Joss Fritz) war Anführer der aufständischen Bauern, die am Oberrhein und auch in Freiburg um das Jahr 1513 immer wieder gegen die Obrigkeit rebellierten. Er galt als der führende Mann hinter der Bundschuh-Bewegung und wurde im Brief eines Freiburger Amtsmannes als »rechter Anzettler des verbor-

⁴ Links Unten Nr. 3, Mai 1975 (Archiv für Soziale Bewegungen).

Abb. 2: Bildung, Bundschuh, Bauernaufstand: Die Protestierenden organisierten sich auch in der »Volkshochschule Wybler Wald«, um kritisches Wissen über die Kernkraft zu vermitteln (Plakat, 1980, Archiv Soziale Bewegungen).

Fünf Jahre
Volkshochschule Wyhler Wald



1975 - 1980

genen Feuers« (Adam 2002: 20) bezeichnet. Wie Glut, so die zeitgenössischen Quellen, schürte er die Unzufriedenheit der Bauern und bündelte sie. Die Pläne für die tatsächliche Revolte, die der Funke der Revolution hätte sein sollen, wurden jedoch in letzter Minute vereitelt. Einige Aufständische wurden hingerichtet, doch Jos Fritz konnte entkommen. Über seinen weiteren Verbleib ist nichts bekannt. Gerade sein mysteriöses Verschwinden trug schon früh zur Legendenbildung um seine Person bei. Auch wenn die Revolte letztendlich scheiterte, wurde der Name des Bauernanführers zu einem Sinnbild der Auflehnung gegen die Herrschenden und stand für eine Revolution ausgehend vom Volk.

Der Mythos des Rebellen Jos Fritz (nur noch mit einem s) wurde dann in den 70er Jahren von der Anti-KKW-Bewegung wiederentdeckt. Ähnlich der Landbevölkerung in der Bundschuh-Bewegung, die im 16. Jahrhundert gegen wirtschaftliche Ausbeutung durch die herrschenden Klassen protestierte, vereinigten sich 450 Jahre

später Landwirte im Widerstand gegen den von oben beschlossenen Bau des Kernkraftwerks in Whyll – und machten sich die alten Jos-Fritz-Erzählungen zu eigen. Getrieben von der Sorge um ihre Felder und Weinberge in unmittelbarer Nähe des Bauplatzes protestierten sie hartnäckig und erhielten dabei Unterstützung von Studierenden aus dem nahen Freiburg. Jos Fritz wurde dabei zu einer Art Symbolfigur der Bewegung, die schlussendlich den Bau des KKW tatsächlich verhindern konnte.

Hinter dem Namen stecken also eine symbolische Bedeutung und auch eine politische Botschaft, die der Einstellung der Gründer*innen entsprachen und mindestens genauso gut zum neu eröffneten Buchladen passten wie Aspirin. Mit dem 25. April 1975 fand man nun also in der Wilhelmstraße 15 die »Politische Buchhandlung Jos Fritz«. Auch wenn das »politisch« in Laufe der Jahre aus dem Namen gestrichen wurde, bleibt das Jos Fritz bis heute die Anlaufstelle für alternative Literatur in Freiburg.

Interviews und Quellen

Interview mit Heinz Auweder, Freiburg, 20. Februar 2019.

Interview mit Gerhard Frey, Freiburg, 21. Februar 2019.

Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg
- Bestand Links Unten

Literatur

Adam, Thomas (2002): *Joß Fritz – das verborgene Feuer der Revolution. Bundschuhbewegung und Bauernkrieg am Oberrhein im frühen 16. Jahrhundert*. Ubstadt-Weiher: Verl. Regionalkultur.

Berger, Michael (2019): *Soziale Bewegungen in Freiburg*. Stable URL: <https://spechtpassage.de/passage/soziale-bewegungen-in-freiburg-2/>

Hernández, Clara (1980): *Roque Dalton: Poesía – Colección*. Havana de Cuba: Casa de las Américas.

Jos Fritz, Hg. (2015): *Jos Fritz – 40 Gratulationen zum Geburtstag*. Freiburg im Breisgau: Jos Fritz Verlag.



Das „KOKi“

Kommunale Filmarbeit als kritische Praxis und ideeller Aushandlungsprozess

Franziska Tacke

»Wie primitiv diese Anfänge waren. Was hatten wir denn? Nichts. Außer Enthusiasmus nichts. Keine Ahnung vom Kinomachen. Von Filmen vielleicht, ja, das schon. Mehr oder weniger. Oft nur vom Hörensagen, kaum aus eigener Anschauung. Was die kommerziellen Kinos zu dieser Zeit lieferten – konntste ›in der Pfeife rauchen‹.« (Karow 2015: 76)

Mit diesen Worten beschreibt der ehemalige Geschäftsführer Willi Karow den Beginn des

Kommunalen Kinos in Freiburg, einem städte-eigenen »Urgestein«, das aus der heutigen kulturellen Landschaft der Schwarzwaldmetropole nicht mehr wegzudenken ist. Alles begann an einem Novembertag im Jahr 1972, an dem eine Gruppe begeisterter Cinephiler und engagierter Jungsozialisten das Fundament für eine kommunale Filmarbeit legte, die bis heute weit über das hinausgeht, was der oder die Durchschnittskonsument*in unter einem Kinobesuch versteht: Seit fast drei Jahrzehnten schon transportieren die gemütlichen Kinosessel im Alten Wiehre-

Abb. 1: Das Kommunale Kino im Alten Wiehrebahnhof, ca. 1984 (Fotograf unbekannt, Archiv Kommunales Kino).

bahnhof den oder die gewillten und experimentierfreudigen Besucher*in durch den Zauber des bewegten Bildes in ungeahnte Welten.

Wie kam es also zu dieser eindrücklichen Entwicklung, und welche Umstände führten zu der Gründung eines Kommunalen Kinos durch eine Gruppe kinobetrieblicher Laien? Auf der Suche nach Antworten beschäftigt sich der vorliegende Essay mit den Anfängen des Kommunalen Kinos im Freiburg der 70er und 80er Jahre. Dabei wird sich auf Interviews mit und schriftliche Berichte von Zeitzeugen bezogen, die das Kommunale Kino in seiner Anfangszeit prägten: Die ehemaligen Geschäftsführer Willi Karow und Reiner Hoff sowie ihre früheren Vereinskollegen Oskar Holl, Michael Lohmann, Uwe Künzel und den Vereinsmitbegründer Thomas Landsberg. Durch die Gegenüberstellung dieser Zeitzeugenberichte werden das Kino als Ort des kulturpolitischen Umbruchs und das Kinomachen als kritische Praxis beleuchtet, die sich der Revolutionierung cineastischer Normen und kommerzieller Filmarbeit verschreiben. Dabei soll die Etablierung des Kommunalen Kinos im Kontext zeitgeschichtlicher Ereignisse und kulturpolitischer Entwicklungen nachgezeichnet werden. Die kommunale Filmarbeit wird, um sie als ideellen Aushandlungsprozess nachzuvoll-

ziehen, in Bezug auf ihr Selbstverständnis und dessen Evolution analysiert.

Die Gründung des Kommunalen Kinos in Freiburg

»[Es bedurfte] dieser Dürre. Dieser Öde der Kinolandschaft. Und dieses Hungers, die Filme, von denen man gehört, über die man gelesen hatte, die irgendwo existierten, die aber keiner zeigte, diese endlich unbedingt zu sehen« (Karow 2015: 76). – So beschreibt Willi Karow die Situation der damaligen Kinolandschaft, welche die Gründung des besonderen Typs des kommunalen Filmzeigens herausforderte. Neben diesem ungestillten Interesse an »Film als Kunstform, oder sagen wir es weniger hochtrabend, als ernstzunehmender Leistung«, erinnert sich Oskar Holl, in einer Jubiläumsausgabe des kinoeigenen Magazins *Journal Film*, an Freiburg als »fast aufgescheucht wirkende Stadt«, in der sich »viele Dinge des öffentlichen Lebens in eine neue Ordnung« rückten zu einer Zeit, die »so manchen Zeitzeugen damals als chaotisch und gewaltsam erschienen ist« (Holl 1992: 10).

Im praktischen Sinne wurde der Gründungsimpuls als Teil dieses cineastischen Dürreemp-

findens und der gesellschaftlichen Aufbruchsstimmung durch den Arbeitskreis Soziales der Freiburger Jungsozialisten (Jusos) gesetzt, die, von der Aufbruchsstimmung im Nachklang der 68er-Studentenbewegung angesteckt, die lokale Politik und die gesellschaftsverändernde Bewegung vorantreiben wollten. Nachdem der Arbeitskreis aufgrund von Differenzen zwischen den studentischen Jungsozialisten und ihrer angestrebten Zielgruppe von »Soziales« in »Kultur« umbenannt worden war, ergab sich schließlich ein Zusammenschluss mit den Cineasten des studentischen Kinos Aspirin, der zu einer erneuten Umbenennung in »Arbeitsgemeinschaft Kommunales Kino in Freiburg« führte. Mit der Gründungsversammlung am 23. November 1972 wurde unter diesem Namen offiziell ein eigenständiger Verein ins Leben gerufen, der sich schon damals in zwei selbstzugeschriebene Lager aufteilte: die »Film-Ästhetiker« des Kinos Aspirin und die jungsozialistischen »Film-Politiker« (Landsberg 1992: 8; Interview mit Willi Karow).

In einem von »Orientierungs- und Sinnverlust« gezeichnetem Jahrzehnt, in dem die neu gewonnenen Freiheiten und Gestaltungsmöglichkeiten der 60er Jahre von lokaler Entwurzelung und steigender Bindungslosigkeit überschattet

werden, wie der Medienwissenschaftler Werner Faulstich (2004: 13) schreibt, lässt sich das Aufkommen kommunaler Filmarbeit als Teil einer heterogenen kulturpolitischen Widerstandsbewegung verstehen: Hart erkämpfte Freiräume werden mit systemkritischen und unkonventionellen Gegenentwürfen gefüllt und diese durch ihren Rückbezug auf den lokal-gesellschaftlichen Kontext und seine Kommune partizipativ organisiert. Dabei wurde das Bereitstellen von Gegeninformationen durch Filmemacher »ohne Maulkorb und mit Biss« ebenso angestrebt, wie die vielfältige Zusammenarbeit mit der lokalen Gemeinde (Interview mit Reiner Hoff).

Wie der Neue deutsche Film der 60er und 70er Jahre, den Walter Uka durch unkonventionelle Erzählformen, Widersprüchlichkeiten und einen intellektuellen, aber auch phantasievollen Realitätsbezug charakterisiert (Uka 2004: 196), sucht auch die kommunale Filmarbeit nach neuartigen Verknüpfungen gesellschaftlicher Zusammenhänge, alternativen Erfahrungswelten und kreativen Perspektivwechselln. So bemerkt Reiner Hoff rückblickend: »[...] im Extremfall kannst du sagen, wir wollten mit Filmen oder mit dem Zeigen von Filmen, mit diesem Kino die Welt verändern [...], andere Filme anders zeigen, anders leben, anders zusammen arbeiten,

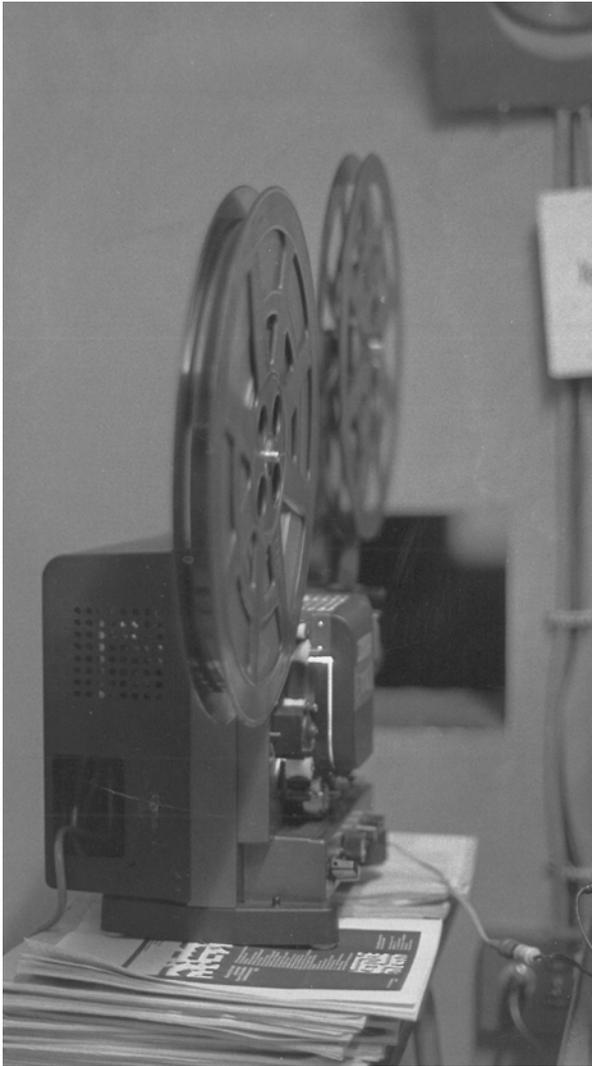


Abb. 2: Fotografie des ersten eigenen Filmprojektors, 1970er Jahre (Fotograf unbekannt, Archiv Kommunales Kino).

anders verdienen« (Interview mit Reiner Hoff). Der Anspruch auf eine fortwährende Kontextualisierung der Filme durch Filmreihen, Zusatzinformationen und Diskussionen legt jedoch ebenfalls das Streben nach Ordnung und Sinnzusammenhängen während Zeiten des Umbruchs nahe, die sich vermehrt durch Chaos und Gewalt auszeichnen (Holl 1992: 10).

Das Selbstverständnis des Kommunalen Kinos und seine Entwicklung

Der öffentlichen Wahrnehmung als ›linke‹ oder gar ›kommunistische‹ Vereinigung und dem vereinseigenen Idealismus entsprechend, gestaltete sich das anfängliche Verhältnis zur kommunalpolitischen Ebene kompliziert. So erklärt sich auch die anfängliche Einstellung des Vereins bezüglich seiner Etablierungsbemühungen, an die sich Michael Lohmann erinnert:

»Wir dachten anfangs, eine neue Kinokultur ließe sich allein durch beharrliche Aufführungspraxis, als Acht-Stundenpro-Woche-Gast in der Nische Gewerbeschule, stadtweit etablieren. [Wir] hielten – gedanklich zumindest – die Brechstange für das geeignete und die

Diplomatie gegenüber der geldgebenden Stadt für das zu angepasste Werkzeug.« (Lohmann 1992: 24)

Da die Gewerbeschule den Vereinsmitgliedern nur in der Anwesenheit von volontierenden Lehrern zugänglich war und sich die Anzahl der Vorführungen auf zwei Filmvorstellungen an zwei Tagen in der Woche begrenzte, waren die Möglichkeiten, alternative Filme nicht nur zu zeigen, sondern auch durch Reihen in einen thematischen und filmhistorischen Kontext zu setzen, jedoch stark begrenzt (Interview mit Willi Karow). Mit dem Erwerb eines Darlehens des Kuratoriums Junger deutscher Film ließ sich Mitte der 70er Jahre allerdings bald ein Etappensieg verzeichnen, der, unter der Voraussetzung des Zeigens junger deutscher Filme à la Kluge und Fassbinder, zu der Anschaffung eines eigenen Filmprojektors verhalf (Interview mit Willi Karow). Das zusätzliche Zeigen von Klassikern, Arbeiter-, Experimental-, Stumm- und Nouvelle-Vague-Filmen verhalf dem Verein zunehmend zu der breiten Genre-Auswahl, die seinen eigenen filmhistorischen Ansprüchen entsprach.

Ab 1982 setzte mit dem Umzug in den Alten Wiehrebahnhof eine Professionalisierung und

kulturpolitische Etablierung des kommunalen Kinobetriebs sein. Sie wurde sowohl durch überregionale als auch lokale Entwicklungen begünstigt: Das Ende der 70er Jahre läutete eine bundesübergreifende Ausweitung der Förderungen für regionale Filmarbeit und Spielstätten des Neuen deutschen Films ein (Uka 2004: 199). Zusammen mit den Kooperations- und Austauschmöglichkeiten zwischen den kleinen kommunalen Spielbetrieben und den großen Vorreitern der Branche, wie dem Kommunalen Kino Frankfurt und dem filmforum in Duisburg, führten diese neuen Finanzierungsquellen zu einer weitreichenden Verbesserung der Handlungsspielräume und Arbeitsbedingungen kommunaler Kinobetriebe (ebd.).

Auf lokaler Ebene erleichterte die Vernetzung zwischen den alternativen Kulturorganisationen, deren Mitglieder in den 80er Jahren vermehrt »den Weg durch die Instanzen«¹ antraten, und die daraus folgende steigende Anzahl kommunalpolitischer Unterstützer den Übergang zu regelmäßiger Subventionierung (vgl. Interviews mit Reiner Hoff und Willi Karow). Als Folge der Etablierung in der Riege der (umfangreich) subventionierten kulturellen Institutionen musste sich der Verein jedoch auch mit seinem anfänglichen idealistischen Selbstverständnis

¹ Hierbei handelt es sich um eine Anverwandlung des sprichwörtlichen »Marschs durch die Institutionen«.

auseinandersetzen. Ähnlich dem Neuen deutschen Film, für den sich die Synthese zwischen dem Zuschauerfilm der breiten Masse und dem selbstbezogenen Autorenfilm der 60er Jahre als Erfolgsrezept herausstellte (vgl. Uka 2004: 193), öffnete sich auch die kommunale Filmarbeit, zumindest programmatisch, mehr und mehr den Interessen der Allgemeinheit.

Dabei ereignete sich ein Umbruch im motivationalen Gefüge der Vereinsmitglieder: Während für die einen die pragmatischen Vorteile finanzieller Absicherung, festangestellter Mitarbeiter und professionell ausgestatteter Räumlichkeiten als Garanten qualitativen Filmzeigens überwogen, sahen sich andere zum Absprung gezwungen, da sie die Annäherung an Kommerz, Establishment und Mainstream als Verrat an den zentralen Idealen der alternativen Filmarbeit betrachteten: »Also ich war ja dann wirklich der letzte Überlebende hier [...], auch merkend, also die Zeiten ändern sich und diese Utopien, Visionen, die haben die Neuen nicht mehr« (Interview mit Reiner Hoff).

Was also ist Kommunale Filmarbeit?

Es wäre eine zu grobe Vereinfachung, die beiden Lager, die sich mit dem Umzug in den Alten Wiehrebahnhof herausbildeten und überspitzt als »Pragmatiker« und »Idealisten« umschrieben werden könnten, den beiden Gründungsparteien der »Politiker« und der »Ästhetiker« gegenüberzustellen, um die Entwicklung des Kommunalen Kinos in Freiburg nachzuzeichnen. Die kommunale Filmarbeit lässt sich schwerlich auf konkurrierende Selbstverständnisse einer Institution oder in Zahlenabfolgen übersetzte Entwicklungen bezüglich Budgets und Besucherandrang reduzieren.

Vielmehr kann diese Art der Filmarbeit als kritische Praxis verstanden werden, die sich in Wechselwirkung mit dem Selbstverständnis verschiedener Generationen und oppositioneller Gruppierungen, aber auch mit dem lokalen und überregionalen Umfeld und seinen (kultur-)politischen Strömungen formiert und stetig weiterentwickelt. Als ideeller Aushandlungsprozess nehmen auf diese Praxis idealistische Bestrebungen und utopische Träumereien ebenso Einfluss wie pragmatische Anpassungsmanöver und kreative Überlebensstrategien.

Abb. 3: Das Kommunale Kino, hier noch am alten Standort Gewerbeschule, 1970er Jahre (Fotograf unbekannt, Archiv Kommunales Kino).



Die Entwicklung des Selbstverständnisses des Kommunalen Kinos Freiburg muss dabei im Kontext der in Freiburg nachwirkenden 68er-Bewegung (Holl 1992: 10) betrachtet werden, die sich im Laufe der 70er Jahre deutschlandweit in Splitterfraktionen und »individuelle Selbstverwirklichungsnischen« auflöste oder lediglich in einzelnen Segmenten im Rahmen der »Mainstream-Kultur« realisierte (Faulstich 2004: 16). Auch wenn sie als Gegenentwurf zu der konsumorientierten Film- und Kinolandschaft entstand, blieb die kommunale Filmarbeit von deren zunehmender Kommerzialisierung doch nicht unbeeinflusst.

Trotz (oder gerade wegen) dieser teils spannungsreichen Aushandlungspraktiken, lässt sich

für den ehemaligen Vereinskollegen Uwe Künzel ein positives Fazit zugunsten seiner filmbegeisterten Mitstreiter ziehen:

»Wir haben irgendwann in der Mitte der siebziger Jahre gemeinsam begriffen, daß das Kino mehr ist als eine Ansammlung beliebiger Bilder. Daß all unsere Träume erst auf der Leinwand Gestalt annehmen können. Daß diese allumfassendste aller Künste, genannt Film, mehr sein kann als die Industrie, die sie produziert. Und daß es sich, allen möglichen Querelen zum Trotz, lohnt, mit Menschen zusammen zu sein, die genauso empfinden« (Künzel 1992: 26).

Interviews und Quellen

Interview mit Reiner Hoff, Freiburg, 15. März 2019.

Interview mit Willi Karow, per Telefon, 18. März 2019.

Publizierte Quellen

Holl, Oskar (1992): Filmrollen – und andere Rollen 1972–1992. In: *Journal Film*, 25 (2), 10–13.

Karow, Willi (2015): Bewegte Bilder – Bewegte Zeiten. Einige persönliche Bemerkungen zu den Anfängen kommunaler Kinoarbeit: das erste Jahrzehnt. In: Bundesverband kommunale Filmarbeit e.V., Hg.: *Andere Filme anders zeigen: 40 Jahre Bundesverband kommunale Filmarbeit*. Merzig: Krüger Druck+Verlag, 76–77.

Künzel, Uwe (1992): Filme sehen reicht nicht. In: *Journal Film*, 25 (2), 26–27.

Landsberg, Thomas (1992): Aus dem »Nacht-schatten« ins tägliche Projektorenlicht. In: *Journal Film*, 25 (2), 8–9.

Lohmann, Michael (1992): Und büffelten rauch-umflort und weinestrunken zukunft. In: *Journal Film*, 25 (2), 24–25.

Literatur

Faulstich, Werner (2004): Gesellschaft und Kultur der siebziger Jahre: Einführung und Überblick. In: Werner Faulstich, Hg.: *Die Kultur der 70er Jahre*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag, 8–19.

Uka, Walter (2004): Zwischen der Suche nach Lebensgefühl, Realismus und Geschichte, Selbstverständigung und dem Traum von Hollywood: Der bundesdeutsche Film in den 70er Jahren. In: Werner Faulstich, Hg.: *Die Kultur der 70er Jahre*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag, 193–210.



Die Disko der 1970er Jahre

Bedeutungszuschreibungen zwischen popkulturellem Narrativ und jugendkulturellem Kampfbegriff

Laura Marie Steinhaus

»Then I get night fever, night fever. We know how to do it«, singen die Bee Gees im Jahr 1977 und prägen damit bis heute die schillernde, popkulturelle Vorstellung über die Diskokultur der 70er. Lichtreflektierende Diskokugeln, glitzernde Outfits, leidenschaftliche Bewegungen und mittendrin John Travolta als Tony Manero – ikonisch zeigte sich der US-amerikanische Klassiker *Saturday Night Fever*, der das Phänomen Disko in der Bundesrepublik Deutschland scheinbar vollends etablierte (Fischer 2018: unpag.). Neben kontroversen, gesellschaftskritischen Elementen

und dem tragisch inszenierten Protagonisten kristallisierte sich die Disko als Handlungs- und Erfahrungsraum heraus. Disko schien dabei nicht nur eine Musikrichtung, ein Tanzstil oder eine spezifische Veranstaltungsform zu sein, sondern viel mehr: ein Lebensgefühl. Ein Gefühl, das großflächig adaptiert und gleichzeitig aber auch negativ konnotiert und sogar als Kampfbegriff verstanden wurde. »Disko« steht in diesen Ansichten für einen konkreten Raum, ist aber genauso popkulturelles Narrativ zwischen gegenläufigen Bedeutungslinien und Nutzungsweisen.

Abb. 1: LP Cover Saturday Night Fever, 1977 (private Leihgabe).

»Erfunden« wurde die Disko als Konzept jedoch nicht in den 1970ern, sondern schon in den 1960er Jahren – historisch gewachsen und kulturell geformt durchlief sie in ihrem Entstehungskontext unterschiedliche Deutungsformen. Die prägendste Entwicklung vollzog sich dabei vermutlich von einem subkulturellen Phänomen homosexueller und Schwarzer Szenen (Geisthövel 2015: 242) in den Metropolen hin zu einer öffentlich zugänglichen, breit rezipierten und damit auch kommerzialisierten Institution. War mit dem Begriff »Diskothek« in Deutschland über lange Zeit hinweg schlichtweg die Schallplattensammlung gemeint (Mühlenhöver, zit. nach Fischer 2018: unpag.), avancierte Disko ab Mitte der 60er Jahre zu einer Zuschreibung, einem Wort, das das daran angelehnte Lebensgefühl nutzte, um dessen Reichweite in verschiedenen Kontexten abzuwandeln. Vom Disko-Eis von Langnese bis hin zu Wortschöpfungen wie »Diskoqueen« und »Diskohits«, wie der Volkskundler Werner Mezger aufzeigt, formierte sich das Phänomen weitläufig innerhalb des sogenannten »Mainstreams« (Mezger 1980: 17).

Dieser Essay untersucht die differenzierten Deutungen sowie Nutzungsweisen der Disko der 1970er Jahre. Augenmerk wird vor allem auf jugendliche Akteur*innen gelegt. Die hier dargestellten Perspektiven und Deutungen fu-

ßen neben der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Arbeiten auf eigenem, empirisch generiertem Material bestehend aus drei narrativen Interviews. Das empirische Material wird kritisch mit früheren wissenschaftlichen Arbeiten zu dieser Thematik gelesen und kontextualisiert. Offengelegt wird anhand des früheren wissenschaftlichen Diskurses, inwiefern die Disko einen Raum sich überlagernder Bedeutungszuschreibungen darstellt. Diese Bedeutungen und spezifischen Nutzungsweisen lassen sich hier auf mehreren Ebenen perspektivisch sichtbar machen und bilden die Analysekatoren, die im Folgenden herausgearbeitet werden: milieuspezifische Zugehörigkeit und Zugänglichkeit, (temporäre) Vergemeinschaftung und die Stadt-Land-Dichotomie.

Disko und Milieu

Frühe wissenschaftliche Arbeiten äußerten sich größtenteils kritisch gegenüber der Disko. Sie wurde als Problemfeld deklariert und ihre Besucher*innen als Generation, die durch das »ohnehin charakteristische Desinteresse an differenzierten Denkvorgängen jeglicher Art« zu identifizieren sei, wie es Werner Mezger in seiner Arbeit aus den 1980er Jahren vermerkt. Gegenwärtige Reflektionen über die früheren

Einschätzungen der Disko als jugendkulturellen Erfahrungsraum zeigen dabei häufig »discophobe« und kulturpessimistische Ansätze, wie die Historikerin Alexa Geisthövel in ihrer Arbeit herausstellt: Die wissenschaftliche Auseinandersetzung schreibt den Besucher*innen zu, apolitisch, konservativ-angepasst oder anpassungsgestört hinsichtlich Kommunikation oder sozialer Beziehungen zu sein. Die aufgrund dieser Vorannahmen formulierten Funktionen der Disko für die Jugendkultur und die damit verbundenen sozialen Handlungsweisen gestalten sich demnach als nur bedingt anknüpfungsfähig für gegenwärtige Betrachtungen.

Im Gegensatz zu den kulturkritischen Analysen war die Disko aus Sicht der Akteur*innen ein vielschichtiges Phänomen. In den Erinnerungserzählungen lassen sich Vorstellungen von milieuspezifischer Zugehörigkeit und allgemeiner Zugänglichkeit ablesen. Zwar war Disko als Schimpfwort in einem bestimmten, sich selbst als studentisch identifizierenden, Milieu durchaus negativ konnotiert (Interview mit Gilbert Kattenborn). Damit einher ging die Ablehnung des popkulturellen Narrativ um »Travolten John« und damit verbundene (Paar-)Tanzstile, Musikstücke und die Konzeption des zuvor angesprochenen Lebensgefühls. Doch zeigen sich auch nuancierte Betrachtungen des damals neu-

en Phänomens; insbesondere Faktoren wie Finanzen, Wohn- und Lebenssituation sowie das soziale Umfeld werden als prägend identifiziert. Der Begriff »Milieu«, der im Feld auch verwendet wird, steht wissenschaftlich in der Tradition der französischen Soziologie um Émile Durkheim und Pierre Bourdieu. Aus der Herausforderung des Milieubegriffs, neben der ökonomischen Dimension auch die kulturelle mitzudenken, formulierte der Soziologe Stefan Hradil,

»dass Einstellungen und Bewusstseinsformen sich über Prozesse gegenseitiger Auseinandersetzung, interaktiver Interpretation und kollektiver Erfahrungen aneinander angleichen und so typische Bündelungen von »objektiven« Lebensbedingungen und tieferen »subjektiven« Einstellungen und Verhaltensmustern schaffen, die einem Milieu und dessen Lebensstilen zugrunde liegen.« (zit. n. Vester 2010: 35).

Im Sinne des Forschungsfeldes und des empirischen Materials wird deutlich, dass vor allem die Bündelungen der »objektiven« Lebensbedingungen einerseits Gemeinsamkeiten schaffen, aber innerhalb dessen auch deutliche Unterschiede im Sinne der »subjektiven« Einstellungen erkennbar sind.

Auf finanzieller Ebene war ausschlaggebend, dass ein bestimmtes ökonomisches Kapital vorhanden sein musste, um die kommerzielle Disko als Teil der Freizeitgestaltung wahrnehmen zu können. Die finanzielle Situiertheit hing ebenfalls mit der der Wohn- und Lebenssituation der Akteur*innen zusammen, sodass eine Unabhängigkeit und räumliche/emotionale Distanz zur Elterngeneration einen weiteren Zugangsfaktor zum jugendkulturellen Erfahrungsraum Disko darstellte (Interview mit Verena Seitzinger*).

Neben diesen »objektiven« Lebensbedingungen spielten vor allem die »subjektiven« Einstellungen eine tragende Rolle. So scheint das studentische Milieu als Beispiel zunächst von außen durch ähnliche Rahmenbedingungen homogen, zeigt jedoch bei genauerem Hinsehen einen hohen Grad an Differenziertheit in Bezug auf die »subjektiven« Einstellungen. Intrinsische sowie extrinsische Motivationen, die sich z.B. an den Wunsch eines unabhängigen Lebens und damit das pragmatische Vorhaben, das Studium zeitlich gut abzuschließen, anlehnen, beeinflussen damit auch die Freizeitgestaltung und den Stellenwert der Disko (Interview mit Verena Seitzinger*). Das soziale Umfeld prägte hier durch ähnliche Einstellungen und Motivationen die Akteur*innen mit und erzeugte eine Gruppendynamik, die sich an die Bedürfnisse der Mit-

glieder richtete und somit ebenfalls die Disko als Komponente der Freizeitgestaltung mitdachte oder eben nicht.

Eine starke, als milieuspezifische Zugehörigkeit formulierte Kontrastierung findet sich dabei im Erzählen auch heute zwischen dem »Eigenen« und dem »Anderen«: »Das sind andere Milieus, ja das ist die – ich sage das jetzt einfach mal so ohne Wertung, ich versuche, das neutral zu schildern, aber klar zu machen – das ist die Verkäuferin von Woolworth oder Kaufhof, die gehen in die Disko.« (Interview mit Gilbert Kattenborn). Diese Differenzierung wird dabei ebenso auf musikästhetischer Ebene angesetzt, nach der die präferierte Musikrichtung einen erheblichen Einfluss auf die Wahl der Disko als Lokalität nahm. Angelehnt an Bourdieu könnte hier mit der Vorstellung eines habitualisierten und milieuspezifischen Geschmacks untersucht werden, inwiefern beide Ebenen zusammenhängen.

Vergemeinschaftung unter der Diskokugel

Neben einer im Feld konstruierten Milieuspezifik wird die Disko durch ihr (temporäres) soziales Gefüge bestimmt. Der Disko wurde in wissenschaftlicher Literatur ein Stellenwert als vergemeinschaftender Raum innerhalb der

Jugendkultur zugestanden (Neißer/Mezger/Verdin 1979: 47). Argumentiert wurde hier allerdings vor allem durch die Gegenüberstellung mit der 68er-Bewegung. Wissenschaftlich wurde eine Jugendkultur hergestellt, welche sich auf den Erfolgen ihrer Vorgänger*innen ausruhe, sich unkritisch der Gesellschaft gegenüber und narzisstisch zeige (ebd.: 89). Narzissmus meint in Sinne der Autoren »einen neuen Sozialisationsstypus, der eine latente Dauerunzufriedenheit mit sich herumträgt« (ebd.). Die Disko wird hier als Raum gedacht, der die Vermeidungsstrategie der Jugendkultur gegenüber der Realität verstärke. Deutlich wird an diesen Ausführungen das kulturpessimistische Imaginär einer Generation, die innerhalb der Disko einen Begegnungs- und Erfahrungsraum findet, der in dieser Art der wissenschaftlichen Perspektive keine reale Aussagekraft besitzt.

Im Gegensatz dazu stehen Studien, die das transformative Potenzial der Disko in ihrer Möglichkeit der Verhaltensänderung seitens kommunikativer und damit vergemeinschaftender Praktiken sehen. Der Medienwissenschaftler Rolf Pausch (1974) beschreibt, dass innerhalb der Disko gesetzte Normen der Sittlichkeit und

formale Kommunikationsregeln nicht eingehalten werden müssten, sodass eine weichere Struktur mit vielschichtigen Möglichkeiten (non-) verbaler Kommunikation entstehen konnte. Obgleich diese Form der Transformation eine Komponente des Erfahrungsraums Disko darstellte, zeigten sich in ihr ebenfalls auf der Ebene der Sexualität und Geschlechterrollen heteronormative Verhaltensweisen. Als Begegnungsraum wurde die Disko eben auch als Ort genutzt, um durch die körperliche Praxis des Tanzens Kontakte zum »weiblichen¹ Gegenüber« (Interview mit Gilbert Kattenborn) zu suchen. Diese Form der Begegnung funktionierte ebenfalls nach Verhaltensregeln, die im empirischen Material deutlich von der Gegenwart abgegrenzt werden. Körperkontakt und intendiert sexuelle Berührungen werden nicht als störend oder übergriffig, sondern als »charmant« kategorisiert (Gedächtnisprotokoll, Interview mit Eve Lynberg*). Mit dem körperlichen Kontakt zu Männern² und auch Nacktheit sei anders umgegangen worden; Frauen in der Gegenwart werden als zurückhaltend und als schamhaft wahrgenommen (Gedächtnisprotokoll, Interview mit Eve Lynberg*). Daran knüpft sich die Vorstellung an, dass die Gemeinschaft in den 1970er Jahren offener und

¹ »Weiblich« wird hier deutlich im heteronormativen Geschlechterbild verortet und daher nicht sprachlich neutral verwendet.

² Die Begriffe »Frauen« und »Männer« werden im Feld im heteronormativen dichotomen Geschlechterbild verortet und daher nicht sprachlich neutral verwendet.

ehrlicher gewesen sei als in der Gegenwart. Die Vergemeinschaftung innerhalb der Disko wurde zwar über das engere soziale Gefüge hinaus als »lose« bezeichnet (Interview mit Gilbert Kattenborn), lässt sich jedoch als gefühlte Gemeinschaft durch den gemeinsamen Musikgeschmack und die Zuordnung zu einem sozialen Milieu bezeichnen.

Generationenunterschiede *revisited*

Im Sinne der Konstitution dieser gefühlten Gemeinschaft steht ebenfalls der Aspekt des Generationenunterschieds zur Diskussion. Diskussion deshalb, weil die Disko der 1970er Jahre in der wissenschaftlichen Literatur oft als Ort verstanden wird, an dem sich Jugendliche vor den »Röntgenaugen« (Glaser 2002: 331) der Erwachsenen verstecken konnten. Es wird dabei eine Art Parallelwelt der Jugendkultur erzeugt. Im empirischen Material spielte diese Ebene weitgehend keine tragende Rolle. Je nach Wohn- und Lebenssituation wurden die Eltern nicht mit dem Freizeitverhalten der Jugend konfrontiert. Die räumliche Trennung von der älteren Generation scheint den größten Anteil an der Einordnung des Konfliktpotenzials einzunehmen. So strukturierten die Akteur*innen, die nicht bei ihren Eltern lebten, ihren Alltag

abseits von möglichen Konventionen (Interview mit Gilbert Kattenborn). Selbst die Klassifizierung der Elterngeneration erfolgte nicht auf negativer Ebene, sondern wurde aus der kausalen Erklärung heraus bewertet, dass das Erleben der Weltkriege einen erheblichen Einfluss auf die Lebenswelt der Eltern und Großeltern ausgeübt habe und demnach Verhaltensweisen und Wissensordnungen nachvollziehbar waren. Für eine Akteurin, die ihr Elternhaus als streng und wenig liberal bezeichnete, ergab sich durch die Kombination mit geringer Zugänglichkeit zu Diskos durch den ländlichen Wohnsitz erst gar keine Konfrontation mit ihren Eltern (Interview mit Verena Seitzinger*).

Während die ältere Literatur die Disko also noch als »Zankapfel zwischen Eltern und ihren Kindern« (Neißer/Mezger/Verdin 1979: 81) bezeichnete, proklamieren neuere Arbeiten den Generationenkonflikt – hier speziell hinsichtlich der 68er-Bewegung – eher in abgeschwächter Form. Der Konflikt wird dabei als weit ausbalancierter eingestuft: »(...) most parents got used to their children's increasing freedom quickly« (Siegfried 2006: 68). Die Annäherung und Akzeptanz des jugendkulturellen Lebensstils zeigten sich ebenfalls in der veränderten Rezeption von neuen Musikstücken. Wurden diese zunächst als »Affenmusik« abgewertet, entwickelte



Abb. 2: Diskokugel in der Ausstellung (Ausstellungsdekoration).

sich mit der Zeit ein differenzierteres und teilweise sogar positives Verhältnis zu neuer Musik (Interview mit Gilbert Kattenborn). Betont wurde im Sinne der gefühlten Gemeinschaft ebenfalls, dass die Disko keinen Raum darstellte, an dem politische Interessen oder Fragestellungen verhandelt wurden (ebd.). Gleichzeitig geht aus dem empirischen Material hervor, dass das Politische sich im Alltag trotz dessen niederschlug. Es war dabei weniger ein aktiver Kampf, wie er im Sinne der 68er-Bewegung verstanden wurde. Mehr scheint das Politische sich in der eigenen Lebensgestaltung und Vorstellung von

Verwirklichung niedergeschlagen zu haben. Dabei handelte es sich um ein Wissen um Möglichkeiten, Potenziale und Konflikte, die durch die 68er-Bewegung etabliert und in den Nachfolgejahren weiterverhandelt wurden (Interview mit Verena Seitzinger*). In der früheren Auseinandersetzung zeigte sich dabei scheinbar ein Missverstehen der Jugendkultur: »Es stellte sich ein routinierter Alarmismus ein, der die perspektivlose Jugend in einem Abgrund aus politischem Desinteresse, Konsumorientierung und Kultivierung des Subjektiven verschwinden sah« (Geisthövel 2015: 246). Die Forderungen

und Gedanken der aktiven und teilweise radikalen Protestbewegung hatten sich scheinbar so in den Alltag der Jugendkultur hineingelegt, dass er von den »Jugendbeobachtern« schlichtweg als verschwunden kategorisiert wurde. Für meine Interviewpartner*innen zeigte sich der Einfluss der Umbruchszeit in ihrer Lebensgestaltung. Beschrieben wurde hier einerseits eine allgemeine Offenheit gegenüber anderen Menschen und eine veränderte Sicht auf die Sexualität, besonders auf Homosexualität (Interview mit Gilbert Kattenborn). Andererseits bedeutete es, das Leben außerhalb des Elternhauses durch Entscheidungen positiv zu verändern, z.B. unverheiratet zusammen zu leben, obwohl sich dies gegen gängige Konventionen stellte (Interview mit Verena Seitzinger*). In diesem Sinne stellte sich die imaginierte Gemeinschaft der Jugendkultur im weitesten Sinne vor allem durch geteilte Vorstellungen ein, die zwar nicht direkt innerhalb der Disko verhandelt wurden, aber in den Alltag mitaufgenommen waren und damit auch Handlungsweisen (unhinterfragt) beeinflussten.

Was die Disko bedeuten konnte

Es wurde versucht zu zeigen, wie sich die Disko als heterogener und ernstzunehmender Ort jugendkultureller Begegnung in den 70er Jah-

ren gestaltete. Sie war ein Ort, der symbolisch aufgeladen von einigen Akteur*innen im Feld als Kampfbegriff genutzt wurde. Dieser richtete sich gegen eine popkulturell überformte Imagination des Lebensgefühls Disko und inszenierte »Travolten John« explizit als eine Witzfigur. Die Disko erscheint in den Erzählungen andererseits als ein kommunikativer, sozial konstruierter Raum, der je nach Vorstellung der Akteur*innen die körperliche Praxis des Tanzens, den (sexuell) vergemeinschaftenden Aspekt oder das Zugehörigkeitsgefühl in milieuspezifischer oder musikgeschmacklicher Sicht in den Vordergrund stellte. Die Nutzungsweise und Bedeutungszuschreibung ist dabei abhängig von verschiedenen Faktoren, die auf ökonomischer, sozio-kultureller Herkunft und insofern auch auf einer Selbstpositionierung gründen. Dabei stellte der finanzielle Aspekt eine Zugangsvoraussetzung für die Teilhabe an der Disko als Freizeitgestaltung dar. Die sozio-kulturelle Herkunft der verschiedenen Akteur*innen bestimmte teilweise Zugehörigkeiten innerhalb der Disko, so wie die Selbstpositionierung in einem größeren Kontext bestimmen kann, inwiefern die Disko überhaupt als fester Bestandteil der eigenen Freizeit gedeutet wurde. Das Narrativ des »Saturday Night Fever« findet sich im Feld dabei ebenso wieder wie die gegenläufige und damit negative Konnotation der Diskowelle. Fremdzuschreibungen und

kulturkritische Deutungen waren besonders innerhalb zeitgenössischer Wissenschaftsliteratur der späten 1970er erkennbar. Auch hier scheint Disko als eine Art Kampfbegriff verwendet zu werden, der versucht, eine Jugendkultur zu konstruieren, die von Narzissmus und einer Unfähigkeit, »richtige« kulturelle sowie politische Teilhabe an der Gesellschaft zu vollziehen, bestimmt ist. Anstatt Konsum- und/oder Kapitalismuskritik zu üben, würden Jugendliche konservativ-angepasst unter dem imaginierten Deckmantel des Aufbruchs leben. Die Disko »könne man nur als ›kommunikativ, kulturell und natürlich auch politisch toten und tödlichen Ort‹ verstehen«, wie Alexa Geisthövel den Großteil des früheren wissenschaftlichen Tenors zusammenfasst. Entgegen dieses Tenors konnte das hier generierte und herangezogene empirische Material deutlich zeigen, dass die Disko der 1970er Jahre für ihre Akteur*innen weder einen kulturell-gedachten Tod noch eine Apolitisierung bedeutete. Die Disko stellte einen Erfahrungsraum dar, der die Erprobung von Verhaltensweisen ermöglichte, die abseits eines etablierten Kanons lagen. Sie wurde als Ort verstanden, an dem sich eine Jugendkultur, die von der Umbruchszeit geprägt war, mit

den erkämpften und offengelegten Veränderungen und Potenzialitäten auf kollektiver als auch subjektiv-wirksamer Ebene beschäftigen konnte. Die imaginierten und ebenso konkret erfahrbaren Freiheiten wurden auf die Alltagswelt übertragbar und gestalten jeden Lebensbereich mit – so eben auch die Freizeitgestaltung. Die Disko war zwar nicht etwa der Dreh- und Angelpunkt der Jugendkultur der 1970er Jahre, wenn es so etwas zu benennen gäbe. Sie war aber mit ihren differenzierten Bedeutungszuschreibungen und Nutzungsweisen ein Handlungsraum, an dem sich Perspektiven und sogar Weltdeutungen ablesen lassen, die für das Verständnis der 1970er Jahre sehr bedeutsam sind.

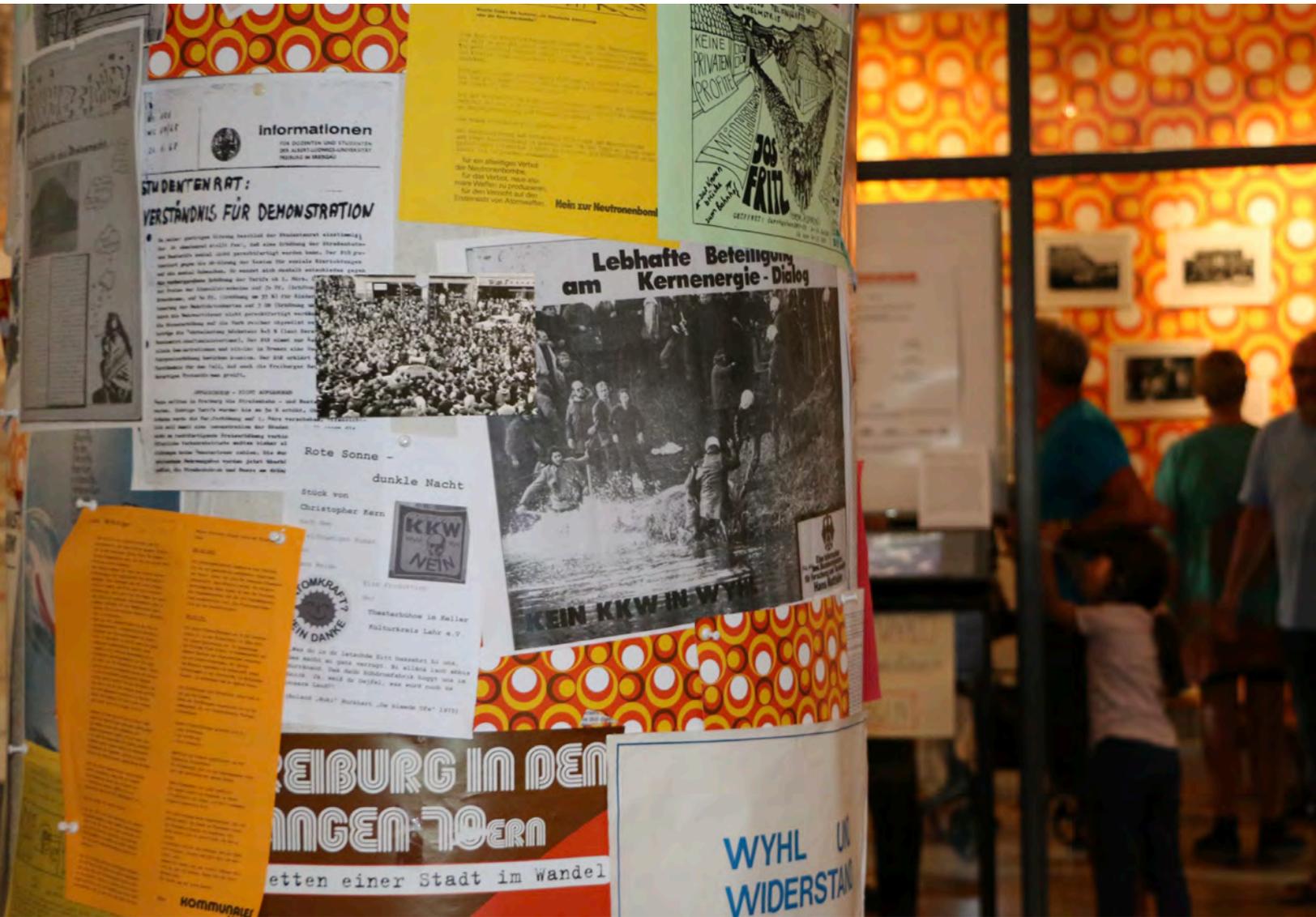
Interviews

Interview mit Eve Lynberg*, Freiburg, 30. Januar 2019.

Interview mit Verena Seitzinger*, Freiburg, 10. April 2019.

Interview mit Gilbert Kattenborn, Freiburg, 12. April 2019.

(* Namen geändert)



Literatur

Fischer, Michael (2018): Rustikal abtanzen. Diskothekenkultur im Schwarzwald in den 1970er bis 1990er Jahren. In: Thomas Hecken/Annkathrin Kohout, Hrsg.: *Pop-Zeitschrift*; URL: <https://pop-zeitschrift.de/2018/03/16/rustikal-abtanzendiskothekenkultur-im-schwarzwald-in-den-1970er-bis-1990er-jahren-von-michael-fischer16-03-2018/> (16.3.2018).

Geisthövel, Alexa (2015): Anpassung: Disco und Jugendbeobachtung in Westdeutschland, 1975–1981. In: Pascal Eitler/Jens Elberfeld, Hg.: *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung. Politisierung. Emotionalisierung*. Bielefeld: Transcript, 239–259.

Glaser, Hermann (2002): *Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*. München: Beck.

Mezger, Werner (1980): *Discokultur. Die jugendliche Superszene*. Heidelberg: Quelle und Meyer.

Mühlenhöver, Georg (1999): *Phänomen Disco. Geschichte der Clubkultur und der Populärmusik*. Köln: Dohr.

Neißer, Horst/Werner Mezger/Günter Verdin (1979): *Jugend in Trance? Diskotheken in Deutschland*. Heidelberg: Quelle und Meyer.

Pausch, Rolf (1974): Diskotheken. Kommunikationsstrukturen als Widerspiegelung gesellschaftlicher Verhältnisse. In: Jürgen Alberts/Hanns-Werner Heister/Bernd Jürgen Warnken et al.: *Segmente der Unterhaltungsindustrie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 177–214.

Siegfried, Detlef (2006): Understanding 1968: Youth Rebellion, Generational Change and Postindustrial Society. In: Axel Schildt/Detlef Siegfried, eds.: *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960–1980*. New York etc.: Berghahn, 59–81.

Vester, Michael (2010): Alternativbewegungen und neue soziale Milieus. Ihre soziale Zusammensetzung und ihr Zusammenhang mit dem Wandel der Sozialstruktur. In: Sven Reichardt/Detlef Siegfried, Hg.: *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*. Göttingen: Wallstein, 27–59.

Abb. 3: Öffentliche Medien »wie damals«: selbstgebaute Litfaßsäule in der Ausstellung (Ausstellungsdekoration).



mit Schlafsack, KREATIVE PROTESTFORMEN Megaphon und Trompete

In den langen 70ern protestierten viele Menschen für Veränderungen und gegen soziale Ungerechtigkeiten. Die Formen, mit denen die Aktivist*innen den Stadtraum besetzten, wurden immer kreativer. Es ging ihnen darum, Aufmerksamkeit zu erregen – Sit-ins, öffentliche Theaterstücke, kunstvolle Plakate und Musik vermittelten ernste Anliegen auf überraschende Weise.

Die Fahrpreiskämpfe (Februar 1968) brachten spontan viele Menschen auf die Straße. Sie bilden rückblickend den Auftakt für die Protestbewegungen in Freiburg, bei denen erstmals Wasserwerfer in Baden-Württemberg eingesetzt

wurden. Auslöser waren erhöhte Ticketpreise, die vor allem Schüler*innen, Studierende, Lehrlinge und Senior*innen betrafen. Es kam unter anderem am Bertoldsbrunnen zu Blockaden der Innenstadt.

Von Beginn der 70er an bis in die 80er hinein wurden zahlreiche leerstehende Häuser »instandbesetzt«. Die Hausbesetzerszenen wollten Spekulationen und städteplanerische Maßnahmen stoppen. Ihr kreativer Einsatz für alternative Wohn- und Freiräume endete oft in polizeilichen Räumungen und blieb nicht immer friedlich.

Auch das Freiburger Umland war von Protesten betroffen. Mit den ersten Plänen für ein Kernkraftwerk in Wyhl war auch der Widerstand geboren. Dem Bauvorhaben stellte sich die ansässige Bevölkerung Hand in Hand mit den Freiburgern entgegen. Großkundgebungen und Demonstrationen mündeten in der Besetzung des Bauplatzes.

Die Atmosphäre des Widerstands prägte auch die Freiburger Blaskapelle Rote Note. Sie trug dazu bei, die zahlreichen Aktionen bunter zu gestalten. Bei den Demonstrationen kritisierte sie mit ihren absichtlich schief gestimmten Klängen

die musikalische und gesellschaftliche Ordnung und sorgte für gute Stimmung.

Das Erbe der 70er Jahre ist in Freiburg bis heute präsent. Die Stadt hat ihr VAG-Ticketangebot weiterentwickelt, es wurden neue Stadtteile erschlossen, um Wohnraum zu schaffen. Proteste gibt es in Freiburg auch heute wieder. Jüngst kam es zu neuen Hausbesetzungen, und zahlreiche Schüler*innen engagieren sich in der Umweltbewegung Fridays for Future.



KEIN BLEIWERK IN MARCKOLSHEIM

Kate

ASB
12.2.49
Freiburg

KEIN KERNKRAFTWERK IN WYHL



KBW

**Kommunistischer
Bund
Westdeutschland**

12.0.2.49

100 original

„Kein KKW in Wyhl!“

Motive und Strukturen der Proteste gegen das KKW in Wyhl

Sven Hübschen

Das Thema Atomkraft prägt den politischen Diskurs in der bundesdeutschen Öffentlichkeit seit Jahrzehnten in vielfältiger Weise – bis heute. Von der Wissenschaft über die Energie- und Umweltpolitik bis in das Bürgertum hat die Kernkraft, wie sie in den 70er Jahren genannt wurde, polarisiert. In diesem Artikel wird der bürgerliche Protest und Widerstand im Umfeld der Planungs- und Bauvorhaben des KKW Wyhl unter kulturanthropologischen Aspekten untersucht. Die hier vorliegende Betrachtung widmet sich den Motiven, die den Protesten zugrunde lagen. Die Kernkraft stellte für die regionale Bevölkerung eine ganz neue Thematik dar.

Das Erscheinen dieser neuen Technologie ging nicht nur mit großen Hoffnungen auf ›moderne‹ Arbeitsplätze, sondern auch mit Ungewissheit und Angst um die eigene Lebensweise einher.

Zuerst wird über eine oft erzählte historische Geschichte ein Einstieg in die damaligen Gegebenheiten und Wirklichkeiten vorgenommen. Anschließend untersucht der Aufsatz, wie aus eben diesen Gegebenheiten und Wirklichkeiten eine Protestbewegung entstand. Hierbei wird darauf eingegangen, welche Rolle die Öffentlichkeit für den Erfolg des Protestes spielte. Weiter wird ein Protagonist exemplarisch hin-

Abb. 1: Grenzüberschreitender Protest am Rhein: Flugblatt des KBW gegen ein Bleichemiewerk im Elsass und ein geplantes Kernkraftwerk am Kaiserstuhl, 1974 (Archiv der Badisch-Elsässischen Bürgerinitiativen / Kopie aus dem Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

sichtlich seiner Funktion für den Protest betrachtet. Diese Schritte werden in ihrem Verlauf in den jeweiligen Zeitkontext eingebettet. Insbesondere werden auch die bis dahin unbekannt neuartigen Aktionsformen dargestellt, durch die sich die Proteste gegen das KKW auszeichneten. Abschließend wird die Besetzung des Bauplatzes thematisiert. Methodisch stellte sich nach eingehender Literaturrecherche das narrative, lebensgeschichtliche Interview als bestes Mittel zur Informationsgewinnung heraus: Es ermöglicht am ehesten, einen Zugang zur sozialen, alltagsgeschichtlichen Realität der Interviewpartner*innen zu finden.

Die Recherche offenbarte manche skurrile Geschichte, die mit dem Politik- und Gesellschaftsverständnis kaum mehr verständlich ist oder unserer Realität entspricht. Eine ebensolche Geschichte verbirgt sich hinter der Aussage des damaligen Ministerpräsidenten Hans Filbinger (CDU), der die Behauptung in den Raum stellte, dass ohne den Bau des Kernkraftwerks in Wyhl die Lichter in Baden-Württemberg ausgehen würden.

Gegenwehr in der Öffentlichkeit: Wie der Protest entstand

Sowohl die Literatur als auch das Interview mit Kurt Schmidt nehmen auf diese Aussage Bezug. Schmidt, der selbst den Widerstand in der Gemeinde Weisweil, unweit des angedachten Bauplatzes, erlebt hat, kann sich noch gut an eine Begebenheit aus dem Sommer 1975 erinnern:

»Es war ja immer die Aussage aus Stuttgart, ›Ohne Wyhl gehen die Lichter aus. Wir brauchen Wyhl für die Stromerzeugung. Ohne die Atomkraft und ohne Wyhl ist es nicht ausreichend‹. Und es war dann am 11. März 1975, beim Länderspiel England gegen Deutschland: Nach einer Viertelstunde, das Spiel war angelaufen, dann gingen bei uns hier die Lichter aus! Und als das Länderspiel zu Ende war, war der Strom wieder da. Wie sich dann herausstellt, war da angeblich eine Bombendrohung im Umspannwerk in Eichstetten [Kaiserstuhl]. Und da musste man dann natürlich den Strom abschalten, um die Bombe zu suchen. Man hat aber nichts gefunden, und dass es dummerweise zum Ende des Länderspiels war, das war reiner Zufall. [...] Es war ein Wink mit dem Zaunpfahl: ›Schaut her, ohne Wyhl gibt es

keinen Fußball und wir schalten euch den Strom ab.« Es war für viele offensichtlich.« (Interview mit Kurt Schmidt).

Auch wenn hier von keiner physischen Gewalt berichtet wird, zeigt sich in der Erzählung aus der Sicht des Kernkraftgegners, zu welchen einschüchternden Handlungen die Landesregierung zusammen mit dem Energieversorger Badenwerk bereit war. Nur mit dem Wissen um diese speziellen Geschichten und zeitspezifischen Gegebenheiten (die in keiner Wyhl-Chronik fehlen dürfen und zum Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses rund um die damaligen Ereignisse geworden sind) ist es uns möglich, den Werdegang und den Willen zum Protest zu verstehen.

Der Protest gegen das KKW stand von Anfang an unter widrigen Vorzeichen. Die Politik war in dieser Zeit ein der Atomenergie zugewandtes Feld. Dies zeigte sich sowohl in dem zum Ende der 1950er Jahre erarbeiteten Kernenergiegesetz und in besonderem Maße in der massiven finanziellen Förderung der Atomenergie durch den Staat. Gepaart mit der generellen Technikgläubigkeit der 1960er und 70er Jahre stellte sich ein nahezu übermächtiges Gegengewicht zum regionalen Bürgerwillen ein. Des Weiteren war im Rahmen der europäischen Industriepolitik

beabsichtigt, den Oberrheingraben tiefgreifend ökonomisch zu modernisieren und ein industrielles Zentrum nach Vorbild des Ruhrgebietes zu schaffen. Dies hätte für die örtliche Bevölkerung den Verlust ihrer kleinbäuerlichen Lebensgrundlagen, wenn nicht sogar Umsiedlung, bedeutet. Im Rückblick auf die Evakuierungen der gesamten Region im Zweiten Weltkrieg wäre eine mögliche Umsiedlung besonders problematisch gewesen.

Protest und Widerstand sind Akte der Meinungsbildung und der Meinungsbeeinflussung. Zentral hierfür ist die Kategorie der Öffentlichkeit. Was aber ist Öffentlichkeit und welche Funktion erfüllt sie? Öffentlichkeit ist nach Caroline Schmitt und Asta Vonderau (2014) eine zeitlich und räumlich begrenzte Situation, in der Akteur*innen und Interessengruppen aufeinandertreffen. In dieser Situation interagieren verschiedene Interessen (bzw. Gruppen) mit- und untereinander in einer hohen Abfolge von Handlungen. Das Ziel des Protestes ist es, eine vorherrschende Meinung zugunsten einer als unterrepräsentiert wahrgenommenen Meinung zu überwinden. Es gilt, die Gegenseite und noch vielmehr die Unentschlossenen zu überzeugen. Öffentlichkeit ist in diesem Meinungskampf sowohl das Instrument als auch der Schlüssel, um Meinungen zu schaffen und zu gestalten

(Neidhardt 1994: 7–41). Wenn die Gruppe, die sich als unterrepräsentiert wahrgenommen sieht, nun Gehör findet und ihre Ideen und Vorstellungen Zulauf bekommen, kann sich an dieser Stelle eine »soziale Bewegung« herausbilden. Durch den Bewegungscharakter gewinnen die Ansichten dieser Gruppe eine größere öffentliche Resonanz. Die Meinungen und Ansichten einer Gruppe werden so stärker in den Alltagspraktiken und in der alltäglichen Kommunikation wahrnehmbar. Erlebte Alltäglichkeit und Kommunikation haben einen maßgeblichen Einfluss auf das Individuum und somit auf die Meinungsbildung insgesamt. Mit dieser erweiterten Wahrnehmung steigt im selben Maße die Chance auf Teilhabe (Schmitt/Vonderau 2014: 7–14).

Zwischen der Angst um die Lebensgrundlage und der radioaktiven Bedrohung: Die Entwicklung von Strukturen des Protestes

Der Protest um das KKW zeichnete sich durch seine bis dahin nicht bekannten Aktionsformen und seine langlebigen Strukturen aus. Im Folgenden werden die Protagonisten und deren Beweggründe betrachtet, die Basis der Strukturen und der Langlebigkeit des Protestes waren. Der Sozialwissenschaftler Hans Peter Peters schreibt

Bürgerbewegungen zu, dass die einzelnen Protagonist*innen meist zunächst ohne nennenswerte Kenntnisse der komplexen Problemlage (hier: Kernenergie) sind. Somit betrachtet er diese als Laien (Peters 1994: 166). Dies bedeutet nicht, dass die Gründe für den Protest nichtig seien, sondern dass die Tragweite des Problems erst nach und nach in vollem Umfang erfasst würden. Diese Annahme lässt sich in der Analyse des Interviews durch Kurt Schmidts Äußerungen bezüglich des Problemverständnisses der Bürger*innen in Wyhl und Umgebung zunächst bestätigen. So schildert Schmidt im Gespräch, dass »das Atomkraftwerk selber [...] ja nicht das eigentliche Problem [war]. Von einem Kernkraftwerk oder einem Atomkraftwerk, wer wusste da Bescheid? Keiner!« Weiter geht er darauf ein, weshalb das Atomkraftwerk für die Bürger*innen nicht das eigentliche Problem war, dass »ein Atomkraftwerk jetzt mit Radioaktivität oder mit Abfällen gefährlich ist, das war zu der Zeit kein Thema. Das kam erst so nach und nach auf die Tagesordnung [...]« (Interview mit Kurt Schmidt).

Zu Beginn der Auseinandersetzung war das eigentliche Problem für viele Bürger*innen anders gelagert. Die beschriebenen Pläne einer umfassenden Industrialisierung der Oberrheinregion riefen bei der ansässigen Bevölkerung tiefe Ab-

Abb. 2: »NAI hämmer gsait!« – Protest auf alemannisch. Ikonisches Anti-KKW-Plakat, gestaltet von Hubert Hoffmann, ca. 1982 (Reprint, Archiv Soziale Bewegungen).

**NAN
HÄMMER GSALT!**



**ATOM-
AUSSTIEG JETZT**

BADISCH - ELSÄSSISCHE BÜRGERINITIATIVEN HAUPTSTRASSE 53
79367 WEISWEIL

lehnung hervor. Aus ihnen sprach die Sorge, dass die eigene Lebensgrundlage durch diese Entwicklungen zerstört würde. Was waren aber die Gründe des Einzelnen, sich dagegen zur Wehr zu setzen? Diese erklären sich in den über Jahrhunderte gewachsenen Strukturen und der erlernten Kulturpraktik der ländlichen Bevölkerung. Kurt Schmidt beschreibt die Leute und die Region als fest miteinander verbunden. Insbesondere die älteren Menschen hätten ein besonderes Verhältnis zur Region und der dortigen Lebensweise. Die Generationen seines »Vater[s] und Großvater[s], die haben wirklich vom Acker gelebt. Das heißt, was angebaut und geerntet wurde, das musste reichen! [...] Man hat hier wirklich von der Scholle gelebt«. Hiermit betont Schmidt die Bedeutung des eigenen Grundbesitzes, der die Versorgung seiner in Subsistenzwirtschaft lebenden Ahnen sicherte. Um die Bedeutung der »Scholle« zu verstehen, muss man sich die soziale Absicherung der ländlichen Bevölkerung vor Augen führen. Noch in den ausgehenden 1950er Jahren war der Boden die Grundlage der Eigensicherung. Um dies nachzuvollziehen, müssen die sozialen Funktionen des Grundbesitzes in die Betrachtung einbezogen werden. So stellt dieser zugleich die Vermögensmasse als auch die Lebens- und Arbeitsgrundlage der ländlichen Familie dar. Im normalen Betrieb lebt der Bauer wortwörtlich vom Land, von dessen Ertrag.

Durch Erbfolgen und Erbregelungen garantiert der Grundbesitz auch im Alter ein Auskommen. Der Beschluss zum Bau eines Kernkraftwerks ist somit für die ländliche Bevölkerung ein tiefer Einschnitt in die Selbstbestimmtheit.

Besonders die Winzer*innen in der Region, vorrangig Breisach, bezogen schnell und klar Stellung gegen das Bauvorhaben. Im Gegensatz zur Subsistenzwirtschaft der kleinbäuerlichen Familie stand bei den Winzern die Sorge um die landwirtschaftlichen Erträge im Fokus. Sie befürchteten weniger den Verlust der Fähigkeit der Selbstversorgung. Vielmehr befürchteten sie durch die Kühltürme des Kraftwerks einen immensen Ausstoß an Wasserdampf, der die Sonneneinstrahlung mindern und somit die Erträge und die Qualität schmälern würde.

Der Widerstand war vielschichtig und personell tief in der Region verwurzelt. Um der Komplexität des ländlich geprägten Widerstandes gerecht zu werden, wird exemplarisch auf den Müllermeister Siegfried Göpper eingegangen, der für den gesamten Protest und alle Beteiligten ein »Glücksfall« war. Dem Müllermeister wird auf Grund seines energieintensiven Unternehmens ein Grundinteresse an günstigem Strom zugeschrieben. Um eben diesen günstigen Strom zu erhalten, soll sich Göpper Jahre vor dem Bau-

vorhaben schon über die Kernenergie informiert haben. Wegen dieses Interesses war er in der Lage, die Auswirkungen eines solch massiven Bauvorhabens und die strukturellen Folgen für die Oberrheinregion einzuordnen. So stellte er in seiner Funktion als Vorsitzender eines sowohl einflussreichen und finanziell potenten lokalen Vereins diesen rechtzeitig auf einen harten Sparkurs ein. Durch das vorausschauende Sparverhalten bildete der Verein Rücklagen im hohen sechsstelligen Bereich. Diese finanziellen Reserven waren eine bedeutende Grundlage für die Organisation des Protests wie für die Finanzierung der Rechtsstreitigkeiten um das Bauvorhaben.

Neben der ländlich geprägten Struktur und besonderen Einzelpersonen zeichnete sich das Protestmilieu der 21 Badischen-Elsässischen Bürgerinitiativen durch einen lockeren Verbund aus. Anfänglich existierten die Bürgerinitiativen Weisweil und Wyhl. Es kamen weitere Ortschaften hinzu, in denen die Bewegung aus offenen Ortsvereinen bestand. Dies umschreibt Schmidt mit der selbstironischen Aussage, dass bereits »drei, vier Deutsche [...] einen Verein ergeben«. In dem Minimum an Organisation verortete Kurt Schmidt zugleich einen erheblichen Nutzen. Man verzichtete auf Vorsitzende, an deren Stelle traten Sprecher*innen, die bei Re-

pression oder Verhaftung schnell zu »ersetzen« waren.

Da das Wissen um Atomkraft und technische Vorgänge in der ländlichen Bevölkerung zu dieser Zeit kaum verbreitet war, wuchs auch der Universitätsstadt Freiburg eine wichtige Rolle zu. Der Schulterschluss zwischen der ländlichen Bevölkerung und den Freiburger Akademiker*innen und Studierenden brachte der Protestbewegung weiteres Wissen und Legitimation. Die Experten/Wissenschaftler*innen sind für eine Bewegung sowohl die Personen, die die grundlegenden Argumente für die Auseinandersetzung mit der Sachlage liefern und zugleich die Kapazität darstellen, die Behauptungen der Gegenseite entlarven und widerlegen zu können (Peters 1994: 165–166).

Die Besetzung des Bauplatzes als Herausforderung

Als die Proteste gegen das KKW nicht von der Politik wahrgenommen wurden, besetzten Wyhler*innen im Februar 1975 den Bauplatz, um die beginnenden Arbeiten zu stoppen. Im vorliegenden Fall konnte aus den Aussagen von Kurt Schmidt entnommen werden, dass sich der Protest aus lokalen Akteuren und Studierenden

zusammensetzte. Diese unterschiedlichen Akteur*innen verfolgten jedoch ein vergleichsweise homogenes Ziel. Auch Ulrich Eith beschreibt die Protestgruppierung als eine Zusammensetzung aus regional verankerten Bürger*innen und Freiburger Studierenden. Die Versuche seitens der Landesregierung, einige Protestler im Rahmen des Ost-West-Konfliktes (DDR) und des Roten Terrors (RAF) als Radikale zu diffamieren und so die Protestbewegung zu spalten, schlugen nach Eiths Ansicht fehl. Es gelang der Regierung keine Aufspaltung in *»Ihr braven Bürger und die Kommunisten und die Terroristen«*. Gegen Ende des Interviews geht auch Schmidt auf eine weitere Akteursgruppe ein, die von den Bürgerinitiativen auf Abstand gehalten wurde: *»die Linken und die Kommunisten«*, die als revolutionär und ideologisch beschrieben wurden. Sie hatten anscheinend keine wesentliche Funktion innerhalb der sozialen Bewegung und gingen nicht über partielle Aktionen hinaus. Dass die protestierenden Bürger*innen sich nicht durch kommunistische Gruppen vereinnahmen ließen, belegt, dass der maßgebliche Teil der Protestbe-

wegung stark genug war, um das Durchdringen extremer Gruppierungen mit ihren Positionen zu verhindern.

Die Bauplatzbesetzungen endeten erst 1976. Strafandrohungen gegen die Akteur*innen zogen sich, wie auch die Gerichtsverfahren hinsichtlich der Genehmigung des Bauvorhabens, über mehrere Jahre. Noch 1982 stellte das Mannheimer Verwaltungsgericht die Rechtmäßigkeit des Bauvorhabens fest (Eith 2015: 121–124). Im folgenden Jahr wurde das Bauvorhaben unerwartet durch den Ministerpräsidenten Späth verworfen.

Interviews und Quellen

Interview mit Kurt Schmidt, Vorsitzender der Bürgerinitiative Weisweil e.V., Weisweil, 18. April 2019.

Archiv der Badisch-Elsässischen Bürgerinitiativen, Weisweil.

Literatur

Eith, Ulrich (2013): »Nai hämmer gsait!« – Stilbildender ziviler Widerstand in Wyhl am Kaiserstuhl. In: Reinhold Weber, Hg.: *Aufbruch, Protest und Provokation. Die bewegten 70er- und 80er-Jahre in Baden-Württemberg*. Stuttgart: Theiss, 35–53.

Eith, Ulrich (2015): Von Wyhl bis Karlsruhe – Bürgerproteste, Neue Soziale Bewegungen und die Gründung der Grünen. In: Philipp Gassert/Reinhold Weber, Hg.: *Filbinger, Wyhl und die RAF. Die Siebzigerjahre in Baden-Württemberg*. Stuttgart: W. Kohlhammer, 113–136.

Neidhardt, Friedhelm (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. In: Friedhelm Neidhardt, Hg.: *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 7–41.

Peters, Hans Peter (1994): Wissenschaftliche Experten in der öffentlichen Kommunikation über Technik, Umwelt und Risiken. In: Friedhelm Neidhardt, Hg.: *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 162–190.

Rucht, Dieter (1994): Öffentlichkeit als Mobilisierungsfaktor für soziale Bewegungen. In: Friedhelm Neidhardt, Hg.: *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 337–358.

Rucht, Dieter (1980): *Von Wyhl nach Gorleben. Bürger gegen Atomprogramm und nukleare Entsorgung*. München: C.H. Beck.

Schriewer, Klaus (2014): Deuten und Verstehen lebensgeschichtlicher Quellen. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber, Hg.: *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: UTB, 385–400.

Schmitt, Caroline/Asta Vonderau (2014): Öffentlichkeit in Bewegungen. In: Dies., Hg.: *Transnationalität und Öffentlichkeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. Bielefeld: Transcript, 7–26.



Eine einseitige Besiedelung der Freiburger Innenstadt durch "junge Leute in der Ausbildung" müsse zwangsläufig zu einer "Verslumung" führen. Bürgermeister Kiefer, Stuttgarter Zeitung, 10.6.80

Freiau, Dreisameck, Schwarzwaldhof

Erinnerungen an die Freiburger Hausbesetzungen in den langen 70er Jahren

Miriam Kresser

»Die Welt war groß und schön, als es noch Höhlen gab, nun wird sie klein und eng, sie schaufeln uns das Grab. Sie sperren uns ein in Einheitssilos aus Beton [...]. Die Welt wird schön und bunt, wenn ihr erst geht, ihr Herrn, wie sie einst flach war und jetzt rund, ade, ihr Herrn, wir schaffen sie jetzt neu nach unserem eigenen Bild – formen uns, nehmen uns: HAUS FÜR HAUS; STADT FÜR STADT, LAND FÜR LAND – DIE GANZE WELT.«
(*Langzeitprogrammlied*, 1980)¹

Wohnraummangel, alternative Lebensentwürfe, Kapitalismuskritik und eine steigende Gewaltbereitschaft: Dieser Ausschnitt aus dem *Langzeitprogrammlied* der Freiburger Hausbesetzer*innen im Dreisameck (gesungen auf die Melodie von *Cabaret*) zeigt, dass Wohnen und der Umgang damit in den langen 70ern im linksalternativen Milieu für mehr stand als nur die eigenen, alltäglichen Lebensumstände. Das Wohnen war vielmehr gerade im Kontext der Hausbesetzungen eng mit dem Protest gegen Einschränkungen »von oben« verknüpft und der

Abb. 1: Polizeiabspernung anlässlich der Demonstration zur Räumung des Dreisamecks, 8. Juni 1980 (Archiv Soziale Bewegungen).

selbstbestimmte Umgang damit wurde als Aufbruch in alternative Lebensentwürfe ohne hierarchische Ordnungen betrachtet. Der Historikerin Freia Anders zufolge sind Hausbesetzungen Raumanweisungen auf materieller und auch diskursiver Ebene. Die Besetzer*innen nehmen Wohnraum in Besitz und schaffen gleichzeitig einen Rahmen zur Identifikation (Anders 2010: 477).

Dieser Essay fragt danach, welche Bedeutung die Besetzungen in der Erinnerung der Beteiligten erhalten und bezieht sich dafür auf die Interviews mit Gudrun und Uwe, die beide Teil der weiteren Hausbesetzerszene in Freiburg ab Mitte der 70er bis in die 80er Jahre hinein waren. In beiden Gesprächen wurde der Zusammenhang zwischen alternativen Lebensentwürfen und Wohnraummangel deutlich. Aber auch das Umfeld der Hausbesetzungen und seine Organisation sowie die verstärkte Mobilisierung durch Räumungen, Demonstrationen und das Provokieren von gewaltförmigem Handeln wurden im Rückblick thematisiert.

Kapitalismuskritik und der Prozess der Besetzungen

Bei der Erinnerung an die Vorgänge rund um die Besetzungen spielt zunächst Kapitalismuskritik eine wichtige Rolle. Eine meiner beiden Interviewpartner*innen, Gudrun, kommt hier auf die Spekulationen mit Wohnraum zu sprechen.² Sie zeichnet im Interview ein Bild von profitorientierten Vermietern, denen sich die Besetzerszene heldenhaft entgegenstellte. Während die einen Räume für alternative Lebensweisen zerstören und stattdessen »Betonhasenställe« bauen, »nur um da irgendwie das große Geld zu machen«, bringen die anderen »als autonome Linke« diese Machenschaften ans Licht und erhalten »schönen Altbau« als Raum für Wohngemeinschaften (Interview mit Gudrun). Besetzungen ermöglichen damit, öffentlich auf Spekulationen aufmerksam zu machen, gleichzeitig aber auch Wohnraum für persönliche Bedürfnislagen zu schaffen. Mein zweiter Interviewpartner Uwe bringt in seinen Berichten zudem einen weiteren Gegenspieler ins Bild – eine Stadtverwaltung, die der jungen Generation keinen Raum

¹ Dokumentationsgruppe Dreisameck (1980: 14).

² Das Gespräch habe ich über das Nachbarschaftsportal Neben.an.de organisiert und mit ihr in der Wohnung einer Freundin von ihr im Vauban geführt, bei der sie zu der Zeit wohnte.

für Entfaltung lässt und der sie ihre Freiräume abringen müssen.³

In den Erzählungen erscheinen die Besetzungen in Freiburg als Prozess, in dem einzelne Geschehnisse aufeinander aufbauen. Die Interviewten stellen hier die Besetzung der Freiau (1974–75) als Beginn der Entwicklungen dar, auch wenn sie zu der Zeit selbst zu jung waren, um aktiv daran beteiligt zu sein. Zu Gunsten eines Autobahnzubringers sollten in der Freiau Häuser abgerissen werden, die über das Studentenwerk zwischenvermietet und unter Beteiligung des Kommunistischen Bunds Westdeutschland (KBW) schleichend besetzt worden waren. Bei der endgültigen Räumung kamen bereits gepanzerte Wasserwerfer und eintausend Polizisten zum Einsatz (Deubler 2000: 59–74).

Eine noch größere Mobilisierung der Bewegung fand bei der Besetzung und Räumung des Dreisamecks (1977–80) statt, wie die Interviewpartner*innen beschreiben. Gudrun sieht die Demonstrationen in der Folge der Räumung als Auftakt für die eigene Beschäftigung mit der Thematik und den Einstieg in die Hausbeset-

zerszene. Das Spekulationsobjekt wurde 1977 von Studierenden besetzt, die schnell Mietverträge aushandeln konnten. Bald meldete jedoch der Besitzer Insolvenz an, das Gebäude wurde verkauft und die Verträge wieder gekündigt. Auch juristische Auseinandersetzungen, weitere Besetzungen und unkonventionelle Aktionen konnten die Räumung nicht verhindern. Am Tag der Räumung, am 8. Juni 1980, waren 1200 Polizeibeamte aufgeboten, die wieder Wasserwerfer einsetzten und das Gelände mit Stacheldraht abriegelten. Auf die Räumung folgte eine Woche der Demonstrationen, an denen sich bis zu 10.000 Personen beteiligten (Deubler 2000: 82–105).

Wohnraummangel und alternative Lebensentwürfe

Die Erzählungen lassen eine symbolische Aneignung der Räume erkennen. Diese wurden mit Bannern, Flugblättern und Plena öffentlich als »besetzt« erklärt. Auffällig ist, dass der Mangel an geeignetem Wohnraum immer wieder als Beweggrund für die Besetzungen angeführt wird.

³ Den Kontakt zu Uwe konnte ich über Jonas Riedel herstellen, dieser hat im Rahmen des SchülerFilmForums Freiburg den Dokumentarfilm *Kultur von unten* gemacht, in dem Uwe auch zu Wort kommt. Wir haben zwei Gespräche in verschiedenen Kneipen in Freiburg geführt.



Abb. 2: Eindruck von der Demonstration am 8. Juni 1980 (Archiv Soziale Bewegungen).

In Berichten zum konkreten Ablauf rückt dies aber in den Hintergrund. Gudrun schildert, wie sie mit anderen Besetzer*innen bei kleineren Aktionen mit dem Schlafsack in leeren Räumen geschlafen hätten und von den Nachbarn mit Möbeln und Essen versorgt worden seien.

Hier tritt das geregelte Wohnen hinter einem provisorischen Einrichten im besetzten Raum zurück, was auch der Unsicherheit in Bezug auf die Besetzungsdauer zuzuschreiben ist. Im Mittelpunkt steht, die Besetzung aufrechtzuerhalten und öffentlich zu machen. Mit der Legalisie-

zung, zum Beispiel durch befristete Mietverträge, normalisierte sich auch die Wohnsituation, der Raum konnte eingerichtet und weiter angeeignet werden.

Die Besetzenden und Unterstützenden bewegten sich, so Uwes Erinnerung, zwischen den Bedürfnissen, Wohnraum für ein selbstbestimmtes Leben zu schaffen und politische Statements zu setzen. Für manche bedeutete das, von zu Hause wegzuziehen, um nicht zu werden »wie mein Alter ist«. ⁴ Er zeichnet im Interview das Bild von jungen Menschen, die den »bürgerlichen« Wertvorstellungen ihrer Elterngeneration nicht entsprechen wollten, aber keine Freiräume für ein selbstbestimmtes Leben zur Verfügung hatten. Als logische Konsequenz und beinahe Zwang wurde als Reaktion das eigenmächtige Besetzen von Räumen betrachtet. Andere Beteiligte wollten verhindern, dass »die Stadt kaputt-saniert wird«. Sie nutzten Besetzungen, um sich öffentlich gegen die städteplanerischen Maßnahmen zu positionieren. Auch für Menschen, die selbst nicht vom Wohnungsmangel betroffen waren, wurde das Vorhaben damit unterstützenswert, wie Uwe weiter ausführt. Gerade Dreisameck

und Schwarzwaldhof wurden zu Zentren für Szenen, die sich mit diesen alternativen Lebensformen identifizierten oder an entsprechenden Veranstaltungen teilhaben wollten. So ermöglichten besetzte Räume in Freiburg teilweise auch die Entstehung neuer Szenen oder Lebensstile, wie zum Beispiel der Punks Anfang der 80er Jahre.

In den Erzählungen erscheint das Umfeld der Hausbesetzerszene als loses Nebeneinander von vernetzten, teilweise konkurrierenden und ineinander übergehenden Gruppierungen. Trotz der Differenzen schließen sie sich unter anderem für den »Häuserkampf« zu Aktionsgemeinschaften zusammen. Das erinnert an soziologische Analysen des linksalternativen Milieus, das sich ohne feste Strukturen aber dafür mit gemeinsamen moralischen Regeln und verdichteter Kommunikation gegen die Normen der klassischen Moderne wendete (Reichardt/Siegfried 2010: 11). Auch wenn in diesem Milieu Hierarchien theoretisch abgelehnt wurden, spielten sie im Alltag weiterhin eine Rolle. Das gilt auch für tradierte Geschlechterrollen und -ungerechtigkeiten.

⁴ Diese Interviewpassage greift den zeitgenössischen Protestsong *Ich will nicht werden was mein Alter ist* der Band Ton Steine Scherben auf.

Räumungen, Demonstrationen und Gewalt

Die meisten Besetzungen in Freiburg in den 70er und 80er Jahren endeten in Räumungen. Dabei kam es mehrfach zu Polizeigrößeinsätzen. In den Berichten meiner Gesprächspartner*innen erscheinen die Räumungen teils als friedliche Ereignisse, teils aber auch als Gewaltakte, denen die Besetzenden ausgeliefert waren und gegen die sie sich mit Gegengewalt wehrten, um nicht machtlos zu bleiben. Uwe beschreibt im Vorfeld der Räumung des Dreisamecks ein beinahe kriegerisches Aufrüsten als Vorbereitung auf den »Angriff«. Beide Interviewpartner*innen sprechen von großer Beteiligung an Demonstrationen vor und nach den Räumungen. Gudrun beschreibt geradezu einen »Ausnahmestand«, der zwischen Menschenmassen und Wasserwerfern geherrscht habe. Einerseits thematisiert sie die breite Solidarität mit den Hausbesetzer*innen durch Demonstrationen, gleichzeitig aber auch den gewaltsamen Umgang der Polizei mit den Demonstrierenden. Diese Gewalterfahrungen provozierten bei einem Teil der Demonstrant*innen ebenfalls gewaltsame Handlungen und führten im alternativen Milieu zu einer immer breiteren Akzeptanz von Gewalt gegen die Polizei, die als Gegengewalt von eigentlich friedlichen Akteur*innen angesehen wurde. Staatliche Stellen reagierten darauf mit verstärktem

Druck, gegen den sich die Besetzenden wieder gewaltsam wehrten.

Dieses Hochschaukeln spiegelt sich auch bei den Geschehnissen rund um den Schwarzwaldhof wider, der während der Demonstrationen zum Dreisameck 1980 besetzt und bald zu einem Zentrum für die Szene wurde. Nach einer Plenumsveranstaltung dort zerstörte eine Gruppe von Teilnehmer*innen (in der später sogenannten Scherbennacht am 4. März 1981) Schaufenster in der Innenstadt, als Reaktion auf stattgefundene Räumungen. Von der Landesregierung wurde dieser Zerstörungsakt als Bedrohung angesehen und der Schwarzwaldhof als Entstehungsraum der Aktion geräumt. Das erfuhr die links-alternative Szene wiederum als Verlust ihrer Freiräume (Deubler 2000: 103ff.; Baer und Dellwo 2012: 248ff.). Die folgenden Demonstrationen wurden von der Blaskapelle »Rote Note« begleitet (siehe Beitrag Inessa Pelitschev).

In der Folge verlagerte sich, mit Manrique gesprochen, der Diskurs zunehmend weg von inhaltlichen Anliegen hin zu einem »Gewaltdiskurs« (Manrique 1992: 221). So wurde von staatlicher Seite nicht nur das gewaltförmige Handeln Einzelner, sondern die ganze Bewegung kriminalisiert und teilweise sogar mit Assoziati-



Abb. 3: Eindruck von der Demonstration am 8. Juni 1980 (Archiv Soziale Bewegungen).

onen zum Terrorismus gespielt (Sedlmaier 2010: 201). Die Verunglimpfungen verstärkten teilweise die Radikalisierung. Auch in Freiburg gab es zu dieser Zeit eine »Gewaltfraktion«, die vor allem ab Anfang der 80er Jahre Kontakte oder zumindest Sympathien zur RAF pflegte. Uwe

erinnert sich an Vorträge der RAF-Anwälte im Autonomen Zentrum (AZ) und Akteur*innen aus seinem Bekanntenkreis, die in die direkte Unterstützerszene nach Frankfurt wechselten. Das verschärfte Vorgehen des Staats und die Radikalisierung von Teilen der Szene brach-

te gleichzeitig weniger radikale Akteur*innen dazu, sich zu distanzieren; breite gemeinsame Aktionen waren kaum mehr möglich. Damit löste sich der Zusammenhalt der größeren Hausbesetzerszene schleichend auf. Beide Interviewpartner*innen berichten außerdem von Akteur*innen, die sich anderen politischen Themen zuwandten, von Freiburg wegzogen oder sich durch Studienabschlüsse, Berufswege oder Erbschaften etablierten und sich teilweise vom »Hausbesetzer zum Hausbesitzer« entwickelten.

Zusammenfassung und Ausblick

In ihren Erzählungen schreiben die Zeitzeug*innen den Hausbesetzungen vielfältige Bedeutungen zu. Für sie waren die Aktionen Ausdruck sozialer und politischer Überzeugungen, wenn sich die Beteiligten gegen Spekulationen mit Wohnraum einsetzten und Kapitalismuskritik übten. Gleichzeitig wurden sie als Reaktion auf den Mangel an geeignetem Wohnraum und an Freiräumen wahrgenommen, also als eine selbstbestimmte Aneignung von Räumen, aus der Zentren für alternative Lebensentwürfe entstehen konnten. Dabei waren sie auch Ausdruck von Generationskonflikten und wandten sich gegen als »bürgerlich« empfundene Normen. Die Erbschaften zeigen aber auch, dass ein Teil der Mit-

glieder durchaus aus bürgerlichen Verhältnissen stammte, in die sie sich später teilweise wieder eingliederten. Der »Häuserkampf« eignete sich als Aktionsthema, um unterschiedliche Gruppierungen zu vereinen und war in ein Netzwerk aus Szene-Orten, Untergruppen und Unterstützenden eingebunden. Dabei erscheinen sie als provisorische, unsichere Übergangsphasen, die prozesshaft aufeinander aufbauen und aneinander anknüpfen. Die Räumungen durch die Polizei werden in den Erzählungen als gewaltsamer Angriff auf die alternativen Lebensentwürfe und Szenen dargestellt. Sie wirkten mobilisierend für die Beteiligung breiterer Bevölkerungsschichten bei Demonstrationen. Die Räumungen bildeten auch den Auftakt für eine steigende Gewaltbereitschaft, die Radikalisierung einzelner Beteiligter und damit auch für das allmähliche Auflösen des Zusammenhalts zwischen den verschiedenen Gruppen. Auch wenn Gudrun und Uwe manche Entwicklungen im Nachhinein kritisch betrachten, sind sie doch von einzelnen Erfolgen der Besetzungen überzeugt. Sie berichten mit Stolz davon, »zivilen Ungehorsam« geübt, sich in alternativen Lebensweisen versucht und teilweise auch zum Erhalt von Gebäuden beigetragen sowie Diskussionen über Spekulationen und Wohnraumpolitik angestoßen zu haben. Heute gibt es damit wieder ein verbindendes Element für viele der damals beteiligten

Akteur*innen: die geteilten Erinnerungen an die Ereignisse in dieser Zeit.

Interviews und Quellen

Interview mit Gudrun, Freiburg, 2. April 2019.
Interviews mit Uwe, Freiburg, 18. und 24. April 2019.

Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg
- Bestand Brennpunkte des Häuserkampfes

Dokumentationsgruppe Dreisameck (1980): *Daß der Tod uns lebendig findet und das Leben uns nicht tot!* Dokumentation zum Dreisameck; mit Fotos, Texten und Flugblättern; die Geschichte der KaJo, der Schreiberstrasse und der Räumung. Freiburg i. Br.: Druck und Verlag GmbH im Grün.

Literatur

Anders, Freia (2010): Wohnraum, Freiraum, Widerstand. Die Formierung der Autonomen in den Konflikten um Hausbesetzungen Anfang der achtziger Jahre. In: Sven Reichardt/Detlef Siegfried, Hg.: *Das alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bun-*

desrepublik Deutschland und Europa, 1968–1983. Göttingen: Wallstein, 473–498.

Baer, Willi/Karl-Heinz Dellwo, Hg. (2012): *Häuserkampf. Wir wollen alles. Der Beginn einer Bewegung.* Hamburg: Laika.

Deubler, Ingo (2000): *Hausbesetzungen in Freiburg in den 70er Jahren.* Freiburg i. Breisgau: Universität Freiburg (unveröfftl. MA-Arbeit).

Manrique, Matthias (1992): *Marginalisierung und Militanz: Jugendliche Bewegungsmilieus im Aufbruch.* Frankfurt a. M. etc.: Campus-Verlag.

Reichardt, Sven, Detlef Siegfried (2010): Das Alternative Milieu. Konturen einer Lebensform. In: Dies., Hg.: *Das alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa, 1968–1983.* Göttingen: Wallstein, 9–24.

Sedlmaier, Alexander (2010): Konsumkritik und politische Gewalt in der linksalternativen Szene der siebziger Jahre. In: Sven Reichardt, Detlef Siegfried, Hg.: *Das alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa, 1968–1983.* Göttingen: Wallstein, 185–205.



Der Verkehrsknotenpunkt der Freiburger Altstadt am Bertoldsbrunnen war Donnerstag nachmittag durch über 1000 Schüler und Studenten blockiert, die gegen die Erhöhung der Straßenbahn- und Omnibuspreise demonstrierten.

Bild: Fiek/BZ

„Freiburger Bürger: Wehren Sie sich in Ihrem Interesse!“

Die Freiburger Fahrpreiskämpfe im Februar 1968

Kerstin Huber

Mit dem Satz »Wehren Sie sich in Ihrem Interesse!« rief am 1. Februar 1968 die Aktionsgemeinschaft gegen die Fahrpreiserhöhung die Freiburger*innen zu Demonstrationen auf. Ein Flugblatt erklärte, dass die öffentlichen Verkehrsmittel die der Bürger*innen seien und diese sich die geplante Erhöhung der Fahrkartenpreise deshalb nicht gefallen lassen sollten.¹ Dieser Aufruf war sehr erfolgreich. Michael Moos, damals Mitglied im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) und Mitorganisator der

Fahrpreisdemonstrationen, schilderte 2003, dass er selbst überrascht davon war, wie viele Menschen zu den Protesten erschienen.² Die Fahrpreiskämpfe können in Freiburg als Auslöser der sogenannten 68er-Bewegung betrachtet werden: Diese wurde bereits in unterschiedlichen Zusammenhängen erforscht, vor allem in Bezug auf langfristige Auswirkungen, aber auch als Teil der Biografien einzelner Akteur*innen. Trotz einiger Gemeinsamkeiten gab es dabei unterschiedliche Ausdrucksformen, weshalb die Bewegung sich

Abb. 1: Badische Zeitung vom 2. Februar 1968: Tumulte und Demonstrationen in zahlreichen Städten, so auch in Freiburg (Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

an jedem Ort unterschiedlich entwickelt hat. In Freiburg waren die Fahrpreiskämpfe die ersten Ereignisse zivilen Ungehorsams in jenen Jahren.

In diesem Essay soll der Fokus darauf liegen zu untersuchen, ob die Demonstrationen gegen die Fahrpreiserhöhung tatsächlich als Ausgangspunkt sozialer Bewegungen in Freiburg betrachtet werden können und welchen Einfluss diese Ereignisse auf spätere gesellschaftliche Entwicklungen hatten. Um die Frage beantworten zu können, wurden Zeitzeug*innen befragt, Archivmaterial durchsucht und Erinnerungen der damaligen Akteur*innen aufgearbeitet. Die Schwierigkeit besteht vor allem darin, zu bedenken, dass keine vollständige Übersicht über die Ereignisse in den 1970ern möglich ist. Ein Einblick soll durch die Vorstellung der Ereignisse, einen kurzen Überblick über ihre Einflussnahme auf die sozialen Bewegungen der 1970er und die Schilderung der Wahrnehmung einiger Zeitzeug*innen gegeben werden.

»Gleich wird's grün!« – Die Ereignisse

Am 12. Dezember 1967 wurde die Erhöhung der Fahrpreise der Freiburger Straßenbahn um 40 Prozent für Erwachsene und 33 Prozent für Kinder beschlossen.³ Die ebenfalls beschlossene Erhöhung der Preise für Sichtkarten betraf vor allem Studierende, Schüler*innen und Lehrlinge – Gruppen, die auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen waren und ohnehin eher einkommensschwach waren. Da die Verkehrsbetriebe und das Amt für öffentliche Ordnung, welches unter anderem für die Aufrechterhaltung der Sicherheit in der Stadt zuständig war, befürchteten, die Studierenden könnten sich ein Beispiel an den erfolgreichen Bremer Straßenbahnkrawallen im Januar nehmen, wurde beschlossen, die Fahrpreiserhöhung nicht wie geplant am 1. Februar 1968, sondern erst einen Monat später einzuführen – mitten in den Semesterferien. Die Studierenden glaubten, dass dies ihre Mobilität

¹ Flugblatt der Aktionsgemeinschaft gegen Fahrpreiserhöhung, vom 1. Februar 1968, Archiv Soziale Bewegungen Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

² Interview mit Michael Moos (2003): Beginn der Fahrpreisdemonstrationen, Auszug aus einem Interview mit Lars Müller am 11. März 2003, Archiv Soziale Bewegungen Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

³ Durch den Beschluss des Freiburger Gemeinderats wurde die Erhöhung der Fahrpreise von 50 auf 70 Pfennig für Erwachsene beziehungsweise 30 auf 40 Pfennig für Kinder festgelegt wurde, was ein Plus von 40 beziehungsweise 33 Prozent bedeutete; zudem verteuerte die Mehrfahrkarte für Erwachsene sich von zwei auf drei Mark, also um 50 Prozent. Vgl. Badische Zeitung vom 13.12.1967: Das Straßenbahnfahren wird demnächst teurer. Archiv Soziale Bewegungen Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

einschränken und das Aufkommen von Protesten verhindern sollte.

Am 31. Januar traf sich der Studentenrat und die Mitglieder beschlossen einstimmig, dass die Erhöhung der Fahrpreise nicht gerechtfertigt sei. Der Rat signalisierte sein Verständnis für Demonstrationen, da nur diese Maßnahmen in Bremen Erfolg gezeigt hatten. Somit kam es schon am nächsten Tag zu Protesten am Bertoldsbrunnen, der damals auf der zentralen Kreuzung der Stadt lag. 2000 Personen, darunter Schüler*innen, Lehrlinge und Studierende, waren erschienen. Sie warteten an der Ampel darauf, dass es Grün wurde, riefen »Gleich wird's grün!« und überquerten dann die Kreuzung – nur um bei Rot stehenzubleiben. Der Verkehr wurde für mehrere Stunden vollständig blockiert, und auch an den nächsten Tagen kam es zu Protesten. Dem Volkskundler Lars Müller zufolge handelte es sich um die zu diesem Zeitpunkt größten Demonstrationen nach dem Zweiten Weltkrieg, die die Stadt bis dahin erlebt hatte (Müller 2004: 193).⁴ Am 5. Februar fand ein Treffen zwischen der Stadtverwaltung und der Polizei statt, auf

dem sie ihr weiteres Vorgehen zur Sicherung der öffentlichen Ordnung besprachen. Das Protokoll dieses Treffens benennt Situationen, in denen die Polizei in die Demonstrationen eingreifen sollte, um die Aufrechterhaltung der Ordnung zu wahren. Dies geschah vor allem, weil die Polizei und die Stadtverwaltung befürchteten, die Proteste könnten ausufern.⁵

Am 6. Februar beschloss der Gemeinderat, an der Fahrpreiserhöhung festzuhalten, weshalb seitens der Aktionsgemeinschaft erneut zu Demonstrationen aufgerufen wurde. Die Stadt war nun aber fest entschlossen, durchzugreifen und die Polizei setzte, erstmals in Baden-Württemberg, Wasserwerfer gegen die versammelten Personen ein – im Winter. Durch den Druck des Wasserstrahls gingen Schaufensterscheiben zu Bruch, es kam zu Verletzungen, und sogar unbeteiligte Passant*innen wurden in Mitleidenschaft gezogen. Bei den Demonstrationen am nächsten Tag kam es schließlich zur kurzzeitigen Inhaftierung anwesender Personen, was dazu beitrug, dass die Situation weiter eskalierte. Am 9. Februar 1968 wurde im Zuge einer Auseinandersetzung in der

⁴ Einem Interview mit Tilmann Brauns, einem Mitorganisator der Fahrpreiskämpfe, zufolge waren 1967 bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs in Berlin gerade einmal 20 Menschen erschienen. Vgl. Brauns, Tilman: Freiburger Demonstrationen zum Schahbesuch in Berlin, Interview mit Lars Müller am 26. März 2003, Archiv Soziale Bewegungen Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

⁵ Protokoll der Besprechung zur Sicherung der öffentlichen Ordnung zwischen Stadtverwaltung und Polizei am 5. Februar 1968, Archiv Soziale Bewegungen Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

Alten Universität ein Student schwer verletzt, als ein Polizeibeamter ihn laut der Zeugenaussage von Johannes W. mit einem Knüppel niederschlug.⁶

All den Demonstrationen zum Trotz bestätigte der Gemeinderat am 15. Februar seine Entscheidung, und die Erhöhung der Fahrpreise wurde endgültig beschlossen. Auf Antrag der Fraktionen von CDU, SPD und FDP/FOM wurden die geplanten Tarife um soziale Aspekte ergänzt, um den Protestierenden entgegenzukommen. Die Änderungen wurden gemäß einem Bericht der Badischen Volkszeitung vom 17. Februar mit breiter Mehrheit (31 zu fünf Stimmen der Freien Wähler) angenommen.⁷

»Die Ereignisse des Februars hatten einen Damm gebrochen«

Mit diesen Worten beschrieb der Historiker Götz Distelrath (2017: 58) die Fahrpreiskämpfe. Seiner Meinung nach sei rückblickend zu erkennen, dass durch die Proteste Veränderungen im städtischen Leben eingetreten sind, da die Men-

schen danach häufiger auf die Straße gingen, auch wenn sie sich anderen Themen zuwandten. Die Schüler*innen, Lehrlinge und Studierenden hatten damals als betroffene Gruppe gesprochen, und durch die Demonstrationen war die demokratische Meinungsäußerung auf eine neue Art erprobt worden, sodass die Beteiligten im Anschluss weiterhin bereit waren, zum Mittel des Protests zu greifen. Zudem handelte es sich in Freiburg um die erste Auseinandersetzung mit dem Staat.

Die 68er-Bewegung veränderte die Gesellschaft in vielerlei Hinsicht. Es kam zu den Neuen Sozialen Bewegungen, weiteren Protesten, freierer Meinungsäußerung und offener Kritik an als überholt angesehenen Strukturen. Zwar werden die Ereignisse heute kontrovers bewertet und es gibt kritische Stimmen, beispielsweise des Politologen Kurt Sontheimer, der die Akteur*innen rückblickend als »realitätsblind« bezeichnet (Sontheimer 1993). Doch kaum jemand bestreitet, dass die Vorkommnisse damals eine große Rolle spielten und die darauffolgenden Jahre beeinflussten. Den Teilnehmer*innen an den Demonstrationen kam die Welt einengend

⁶ Zeugenaussage von Johannes W., getätigt am 12. Februar 1968, Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

⁷ Badische Volkszeitung vom 17.02.1968: Fünfstündige Diskussion um Fahrpreiserhöhung, Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg, Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

und kontrollierend vor, weshalb sie versuchten, die bestehenden Strukturen aufzulockern. Die Fahrpreiskämpfe waren hierbei nicht die erste Nachkriegsdemonstration in Freiburg, aber die Akteur*innen reagierten hier konkret auf ein regionales Problem, wodurch der Protest für die betroffenen Menschen persönlich wurde. Die Proteste waren auch ein entscheidender Einschnitt, da die Anzahl der Teilnehmenden hier ungleich höher und die Auswirkungen auf das alltägliche Leben in der Stadt somit umfassender waren, allein schon, weil ein zentraler Verkehrsknotenpunkt blockiert wurde. Zwar ist wichtig zu bedenken, dass die Fahrpreiserhöhungen nur ein Auslöser und nicht der einzige Grund für die Demonstrationen waren, aber der Protest wurde dennoch durch dieses konkrete folgenreiche Ereignis ausgelöst. Die hohe Anzahl von erschienenen Personen zeigt, dass es ein Thema war, das viele Menschen bewegte. Dadurch waren die Fahrpreiserhöhungen ein Katalysator, der durch einen konkreten Missstand die Menschen dazu brachte, auf die Straße zu gehen und die darunterliegende Unzufriedenheit an gesellschaftlichen Gegebenheiten zu artikulieren.

**»Das war, als ob auf einmal
sämtliche Fenster aufgingen«**

Dieses Zitat der Historikerin und Zeitzeugin der Proteste, Renate Zoepffel, verdeutlicht die Bedeutung des Jahres 1968 für die damalige junge Protestgeneration. Sie schildert im persönlichen Gespräch, dass ihr ganzer Lehrstil davon beeinflusst worden sei und sie auch nicht wisse, ob sie an der Universität geblieben wäre, wenn die damaligen Ereignisse nicht gewesen wären, da ihr zuvor alles einengend und erstickend vorgekommen sei. Deshalb begrüßte sie den Umbruch, der auf die Unruhen folgte. Die von den Menschen als Lockerung der Vorschriften angesehenen Veränderungen wirkten sich auch darüber hinaus auf viele Lebensbereiche aus: die Art, sich zu kleiden, der Umgang miteinander, das Zusammenleben, das Aufkommen neuer Wohnformen wie den Wohngemeinschaften. Aber auch die politische Beteiligung wandelte sich in den 70ern. Dies lässt sich in vielerlei Hinsicht darauf zurückführen, dass 1968 Menschen auf die Straßen gingen und protestierten, die sich für gesellschaftliche Veränderungen einsetzten. Deutschland- und weltweit wurde protestiert, weil die Demonstrierenden nicht wollten, dass es so weiterging wie zuvor.



Trotz der Tatsache, dass die Fahrpreiserhöhungen nicht verhindert werden konnten, waren die Ereignisse für die Teilnehmer*innen bedeutsam. Moos spricht davon, dass gerade die Bewegungen der Schüler*innen und Lehrlinge verstärkt, die Kooperation der einzelnen Gruppen verbessert und etwas »politisch in Bewegung gesetzt wurde«. ⁸ Es wurde als Erfolg betrachtet, dass es gelungen war, Demonstrationen in diesem Umfang zu organisieren und in den folgenden Jahren wurde, was hier erprobt worden war, in anderen Kontexten angewandt, beispielsweise bei der Mobilisierung gegen die Notstandsgesetze oder auch bei den Hausbesetzungen.

Interviews und Quellen

Interview mit Renate Zoepffel, Freiburg, 18. Februar 2019.

Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg
- Bestand Studenten-Bewegung: Hans-Köhler-Archiv.

Literatur

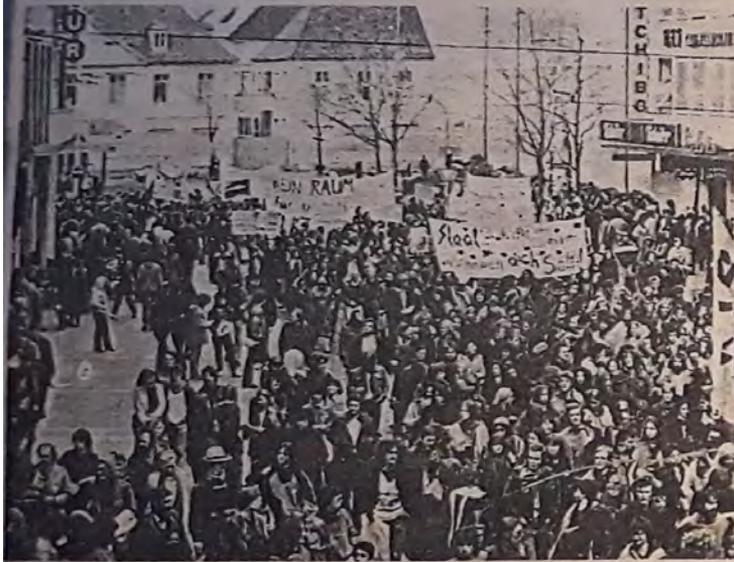
Distelrath, Götz (2017): »Wir sind nicht machtlos!« In: *Archivnachrichten* (hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart), 55, 51–58.

Müller, Lars (2004): Gleich Wird's Grün. Freiburger Fahrpreiskämpfe 1968. In: *Schau-Ins-Land: Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland*, Jg. 123, 193–209.

Sontheimer, Kurt (1993): Eine Generation der Gescheiterten. In: *Die Zeit* (15.04.1993), 3.

⁸ Interview mit Michael Moos (2003): Versammlung im HdJ [Haus der Jugend], Erfolge der Demonstrationen, Interview mit Lars Müller am 11. März 2003, Archiv Soziale Bewegungen Freiburg, Studenten-Bewegung, Hans-Köhler-Archiv.

Abb. 2: Protest am Bertoldsbrunnen, 1968 (Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).



Vorsitzende der Freiburger
-Grünen. Nach der Umran-
dung des Schwarzwaldhofs en-
dete die Demonstration mit ei-
ner Kundgebung vor dem Mar-
tinstor. - Zu den zunächst befürchteten gewaltsamen Aus-
einandersetzungen kam es bei
diesem Protestzug am Freitag
nicht; auch die Polizei, darunter
Beamte der Lehrer Bepo und
Beamte der Direktion Offen-
burg, hielt sich zurück. Teilwei-
se stießen die Demonstranten -
auch Gruppen aus dem Orten-
aukreis beteiligten sich - bei
der Bevölkerung auf deutliche
Ablehnung. So tönnten den De-
monstranten Buh-Rufe der
Freiburger Bevölkerung entgegen ...
Fotos: Joachim Keller



Die alternative Blaskapelle „Rote Note“

Kreativer Protest in traditionellem Gewand

Inessa Pelitshev

Es ist der 1. Mai 1973. Wie gewohnt, findet in Freiburg eine Kundgebung statt. Die Demonstrierenden laufen gemeinsam die Straße entlang, halten dabei Banner mit sozialistischen Sprüchen. Doch etwas ist anders, denn im Vergleich zu den üblichen Demonstrationen wirkt die heutige lebendiger und lauter. Man hört Musik. Trompeten und Posaunen. Zwischen den Demonstrierenden läuft eine Gruppe, die Lieder auf Blasinstrumenten spielt, einige singen dabei mit. Auf so etwas Ungewöhnliches werden auch die Menschen am Straßenrand aufmerksam. Es handelt sich hierbei um den ersten Auftritt der »Roten Note«, einer alternativen Blaskapelle aus Freiburg.

In einer Zeit zahlreicher Demonstrationen gab es also die Idee, diese kreativer zu gestalten, woraus sich letztendlich eine alternative Form von Protest entwickelte. Der Text einer Informationsbroschüre von 1982 beschreibt die Blaskapelle folgendermaßen:

»Die ›Rote Note‹ spielte zum ersten Mal auf einer Veranstaltung zum 1. Mai 1973. Seitdem ist sie immer wieder öffentlich in Erscheinung getreten, v.a. bei den Auseinandersetzungen um AKWs, beim Häuserkampf, Unistreiks u. ä. Mit ihrer Musik, die zunächst von der Tradition des

Abb. 1: Fotografie von einem Auftritt der »Roten Note«, 1976 (Archiv privat).

Arbeiterliedes ausging, später zunehmend ausländische, bluesartige und triviale Melodien übernahm, versuchte sie, die Protestbewegungen der 70er Jahre emotional zu unterstützen.« (Arbeitskreis Alternative Kultur 1982)

Der vorliegende Beitrag untersucht diese kreative Protestform am Beispiel der genannten Blaskapelle. Wichtige Punkte sind dabei ihre Geschichte, Aktionen und Liedauswahl sowie ihre Absichten und Wirkungen. Als Quellenbasis für die Untersuchung dienten Interviews und ein E-Mail-Austausch mit ehemaligen Mitgliedern sowie Materialien aus dem Archiv Soziale Bewegungen.

Die Blaskapelle Rote Note – Entstehung und Geschichte

In der Zeit von ca. Ende 1960 bis Mitte 1980 gab es generell eine Umbruchstimmung in der Gesellschaft, und zwar vor allem in der jungen Bevölkerung. Sie wollten sich von den Alten und vom bürgerlichen Lebensstil abgrenzen, wodurch viele Protestbewegungen entstanden (Siegfried 2008: 15). Im Jahr 1973 gründeten Studierende und ehemalige Studierende der

Musikhochschule Freiburg eine Blaskapelle mit dem Ziel, die zahlreichen Demonstrationen und Kundgebungen etwas bunter zu gestalten. Ihren Namen – Rote Note – bekam die Kapelle bei ihrem ersten Auftritt: durch die Mitdemonstrierenden, wie es einige der ehemaligen Mitglieder erzählen. Es sei eine Anlehnung an Agitprop-Gruppen wie »Das Rote Sprachrohr« gewesen.

Ein Grund für die Instrumentenwahl war ihre praktische Einsetzbarkeit, wie es Freia Hoffmann im Interview beschreibt: »Die Instrumente waren weithin hörbar und leicht zu transportieren – und notfalls konnte man damit bei Polizeieinsätzen auch schnell weglaufen.« Jedoch mussten die meisten Mitglieder erst das Spielen eines Blasinstruments erlernen. Im Laufe der Zeit kamen weitere Absolvent*innen verschiedener Fächer hinzu und die Gruppe zählte zwischen zwölf und 16 Musiker*innen, die immer wieder wechselten. Etwa im Jahr 1984 kam es schließlich zur Auflösung der Roten Note. Viele Mitglieder hatten die Gruppe und die Stadt Freiburg bereits vorher aus beruflichen oder privaten Gründen verlassen. Außerdem war »die Zeit der großen Demonstrationen [...] vorbei gewesen«, erinnert sich Mechtild Fuchs. Die Straßen waren sozusagen »leer«, wodurch es keine Auftrittsmöglichkeiten mehr für sie gab.

»Man wollte das ein bisschen anders machen« – Aktionen

»Richtige« Konzerte hat die Rote Note nie gespielt: »Wir waren immer nur auf der Straße oder bei irgendwelchen Aktionen«, erklärt Johannes Ehmann, ehemaliges Kapellenmitglied. Viele der Aktionen waren mit der Anti-Kernkraft-Bewegung verbunden. Eine der bedeutendsten war die Platzbesetzung in Wyhl 1975, wo durch den gemeinsamen Widerstand der Bevölkerung schließlich der Bau des AKWs verhindert wurde (vgl. auch den Beitrag von Sven Hübschen). Aber auch an anderen Orten unterstützte die Blaskapelle die Demonstrierenden, z.B. im Elsass gegen das Bleichemiewerk in Marckolsheim und bei Anti-KKW-Protesten in Fessenheim, Heiteren, sogar im niedersächsischen Gorleben.

Bei Bewegungen gegen die Räumung besetzter Häuser in Freiburg trat die Rote Note ebenfalls in Aktion, wie 1981 am Schwarzwaldhof oder am Dreisameck. Weitere bedeutende Aktivitäten betrafen auch das Thema Abtreibung und den Paragrafen 218. Auf dem Freiburger Rathausplatz wurde dazu eine Kirchenaustrittsaktion organisiert, bei der die Blaskapelle bekannte Choräle als Zeichen des Protests absichtlich »kaputt gespielt« hat. Die Rote Note hat auch

hin und wieder mit Liedermachern zusammengearbeitet, wie Walter Mossmann oder Roland »Buki« Burkhart. Sie machten auch bei einem Umzug zur 1848er Revolution oder bei der Eröffnung des Cafés Jos Fritz mit – insgesamt waren die Aktivitäten der Freiburger Gruppe sehr abwechslungsreich. Herr Ehmann beschreibt es folgendermaßen: »Ach, wir haben allen möglichen Blödsinn gemacht. [...] Das war alles sehr kunterbunt und spontan, was sich grad so ergab«.

»Also dass Musik irgendwie auch politisches Bewusstsein einschließen konnte, fanden viele ganz, ganz lustig« – Repertoire

Ähnlich wie die Diversität der Auftrittsorte war auch die der gespielten Stücke. Zum Repertoire gehörten u.a. Lieder aus der Arbeiterbewegung, Arbeiten von Kurt Weill oder Hanns Eisler und zeitgenössische politische Lieder aus Deutschland, Italien, Portugal und Spanien. Allein, dass eine Blaskapelle nicht nur Militärmärsche oder volksmusikalisches Liedgut, sondern stattdessen nach alternativer Musik suchte und Lieder sozialistisch eingestellter Künstler*innen spielte, war ungewöhnlich und provokativ. (Später spielte die Rote Note die Musik der 1920er Jahre aber nicht mehr oft, da sie zu sehr mit dem Marschieren

verbunden wird und somit nicht mit der Anti-Militarismus-Bewegung der 1960/70er Jahre übereinstimmte.)

Aus heutiger Sicht ist Mechtild Fuchs sich beispielsweise auch nicht sicher, ob es richtig war, einige der Lieder, wie die *Internationale*, zu spielen: Durch »schlichtes Nicht-Wissen« über die negativen Auswirkungen des Sozialismus wurden diese Lieder zu der damaligen Zeit nicht richtig reflektiert. Später weitete die Gruppe ihr Repertoire u.a. durch Linksrock aus und spielte etwa Lieder der Band Ton Steine Scherben. Die Musiker*innen versuchten somit, Stücke aus unterschiedlichen Genres und Zeiten für ein Blasensemble zu arrangieren und auf diese Weise ein politisches Statement zu setzen. Dabei verzichteten sie auf für Blasorchester übliche Stücke, etwa Volkslieder oder Märsche, und suchten stattdessen alternative Musik.

»Alle waren mehr oder weniger geprägt von dieser Zeit des politischen und persönlichen Aufbruchs« – Absichten und Ziele

Musik kann als Medium dienen, die politische Stimmung in einer Gesellschaft auszudrücken und Menschen zu mobilisieren (Katsarova 2011:

9–18). Die Blaskapellenmitglieder waren motiviert, ihre Musik auch politisch zu nutzen und mit ihren Mitteln etwas zu bewegen. Besonders bedeutsam für die Aktivist*innen in jener Zeit war, dass die Menschen das Gefühl hatten, etwas selbst organisieren zu können und auch die Möglichkeit der Selbstbildung hatten. Die Bandmitglieder wollten die Demonstrierenden dazu motivieren, ebenso wie sie bzw. gemeinsam zu singen. Diese Praxis war (und ist) in Deutschland zurückgegangen und sollte dadurch wieder aufleben. Denn dabei werden nicht nur politische Ziele und Wünsche artikuliert, sondern wird auch eine Gemeinschaft konstituiert (Stuhlfelder 2015/16: 293ff.): »Und dann waren die froh, dass so eine Blaskapelle eine Melodie angestimmt hat und sowieso am Lautesten war« (Interview mit Mechtild Fuchs).

Der Spaßfaktor für die Mitglieder spielte ebenfalls eine Rolle. Dazu kommt jedoch der Konflikt zwischen Spaß und Protest, zwischen Unterhaltung und Politik (Kühn 2009: 136), der teilweise auch bei der Roten Note ein Thema war: »[Das Spielen hat] natürlich auch Spaß gemacht. Aber das war vielleicht nicht immer die Absicht, was wir machen wollten. Wir wollten ja auch böse sein, wir wollten ja auch protestieren oder provozieren«, erzählt Johannes Ehmman.

Ein weiteres Ziel war es, die Kunst aus den geschlossenen Räumen auf die Straße zu bringen, denn die Studierenden wollten mit ihrer Musik mehr in der Gesellschaft präsent sein. Das führte zu einem Bruch mit Traditionen in der Musikkultur. Die meisten der Mitglieder waren durch ihr Musikstudium von einem sehr leistungsbezogenen Musizieren geprägt, wovon sie sich nun lösen wollten. Auch als Blaskapelle wollten sie eben nicht wie »normale Blaskapellen« sein und keine traditionelle Blasmusik spielen. So gehörte zum Konzept der Roten Note auch ein »herrschaftsfreier Raum«, anders als bei üblichen Blasorchestern, ohne Dirigenten. Dadurch klang das Ensemble häufig »schief«, aber das war auch ihre Absicht, denn sie »wollten auf keinen Fall in die Nähe dieses protzigen schönen Klangs kommen. Und [es] sollte auch nicht nach Kunstmusik klingen«, erklärt Mechtild Fuchs. Sie sind beim Spielen auch nicht marschiert oder geordnet gelaufen. Diese für Blaskapellen übliche Ordnung wollten sie vermeiden.

»Also das kam bei manchen ganz übel an, und das war ja auch beabsichtigt« – Reaktionen und Wirkung

Musik bei Demonstrationen war in den 70ern ungewöhnlich und erzeugte eine ganz andere Stimmung. Die Reaktionen auf die alternative Blaskapelle waren unterschiedlich. Zum einen gab es, wie erwünscht, positive Reaktionen bei den Protesten. Aber auch negative Reaktionen gab es: Die fehlende Ordnung, die schiefen Klänge und ungeputzten Instrumente haben scheinbar Menschen gestört. Inwiefern die Musik der Roten Note als kreative Protestpraxis zur politischen Identitätsbildung beigetragen hat, ist nicht genau zu sagen.

Durch den großen gemeinsamen Widerstand gegen das KKW Wyhl wurden die Pläne für das Atomkraftwerk letztendlich politisch aufgegeben. Ein bisschen fühlten sich die Demonstrierenden, darunter auch die Rote Note, dafür verantwortlich:

»Es war dann doch eine echt große Bewegung. Und als die Polizisten dann schließlich abgezogen sind, 1975, rennend durch den Wald in Wyhl,¹ und wir waren da

¹ Anmerkung: Es gab im Zuge der zweiten Platzbesetzung des Bauplatzes Wyhl einen Rückzug der Polizei. Die Proteste und Gerichtsprozesse dauerten jedoch noch Jahre; erst 1983 wurde eine vorläufige Einigung erzielt, die bis heute Bestand hat.

eben auch dabei mit unseren Blasinstrumenten, da haben wir schon gedacht, ›och ja, ein bisschen was haben wir auch mitgeholfen.« (Interview mit Mechtild Fuchs)

Es ist bei den Ehemaligen jedoch auch eine gewisse Skepsis darüber erkennbar, wieviel die Proteste letztendlich bewirkt haben. Eine Auswirkung war sicherlich die Verbreitung der Idee einer alternativen Blaskapelle. Mit der Zeit entstanden neben der Freiburger Gruppe weitere, die bei »nationalen Bläsertreffen« zusammenkamen und sich austauschten. Das Frankfurter »Sogenannte Linksradikale Blasorchester« ist dabei recht berühmt geworden und hat, im Gegensatz zur Roten Note, auch Konzerte gespielt.

Insgesamt kann man über die Wirkung der Blaskapelle sagen, dass sie mit ihrer unkonventionellen Art die Bevölkerung provozierte und zu einer kreativeren Form von Protest beitrug. Ob durch die Aktionen letztendlich politisch viel bewegt wurde, gerät in den Erinnerungen in den Hintergrund. Zentraler sind für die Zeitzeug*innen der Spaß an der Teilnahme und die unterhaltende Unterstützung der Demonstrationen.

»Große Proteste leben auf der Straße« – Fazit

Beim Musizieren ist die Performanz von Bedeutung (Butler/Pointner 2007: 1f.). Da die Rote Note meist keine eigenen Melodien und Texte hatte, stand hier die Ebene der Performanz besonders im Vordergrund. Die Funktion dieser Blaskapelle war somit die metaphorische »Straße«, denn das war ihr Haupteinsatzort. Anders als andere alternative Blaskapellen, hat sie sich nicht umfunktioniert und Konzertauftritte gemacht, als die Straßen »leerer« wurden. Für ihren Erfolg und Beliebtheitsgrad waren scheinbar nicht ihre musikalischen Fertigkeiten relevant, die laut einigen Aussagen nicht besonders professionell waren, sondern die Praxis des Auf-der-Straße-Spielens.

Durch Musik können politische Botschaften auch ausgedrückt werden, obwohl sie nicht direkt gesagt werden, wodurch Musik ohne Text ebenfalls subversiv sein kann (Kühn 2009: 142). So suchte das Blasensemble für seine politischen Absichten stets eine geeignete musikalisch-performative Umsetzung. Die Rote Note war also alternativ in mehreren Aspekten: Ihre interne Organisation, ihr äußeres Erscheinungsbild, die Aktionen und Lieder waren anders als für Blaskapellen üblich. Auch ihre kreative Form der Protestbekundung bot eine Alternative zu den

herkömmlichen Demonstrationen. Sie kämpften mit den anderen Demonstrierenden gegen Atomkraft, das Abtreibungsverbot oder die Räumung von besetzten Häusern und zeigten durch ihre ungeputzten Instrumente, das schiefe Spielen und ungeordnete Laufen gleichzeitig ihre Ablehnung der etablierten Blasmusikkultur. Bis heute ist Musik häufig Teil von Protesten, wenn auch in anderen Formen, wie z.B. Trommlergruppen oder Rock- und Popkonzerte gegen rechts. Seit den 1970ern hat sich diese Idee nicht nur zu weiteren Protestformen, sondern auch zu unterschiedlichen Arten von Brassbands entwickelt.

Interviews und Quellen

Interview mit Johannes Ehmann, Freiburg, 21. März 2019.

Interview mit Mechtild Fuchs, Offenburg, 6. Februar 2019.

Schriftliche Notizen von Freia Hoffmann via E-Mail, 2018.

Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg
- Informationsbroschüre »Arbeitskreis Alternative Kultur«. 1982.

Literatur

Butler, Martin/Frank Erik Pointner, Hg. (2007): *Da habt ihr es, das Argument der Straße. Kulturwissenschaftliche Studien zum politischen Lied*. Trier: WVT.

Katsarova, Sonya Stefanova (2011): *Musik als Widerstand. Überzeugungsstrategien gegen den Vietnamkrieg*. Marburg: Tectum.

Kühn, Thomas (2009): »Hört die Signale!«. Musik im Protest sozialer Bewegungen. In: Klaus Schönberger/Ove Sutter, Hg.: *Kommt herunter, reißt euch ein ... Eine kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen*. Berlin: Assoziation A, 130–147.

Siegfried, Detlef (2008): *Sound der Revolte. Studien zur Kulturrevolution um 1968*. Weinheim, München: Juventa.

Stuhlfelder, Luis (2015/16): »Töpfe und Pfannen«. Zur Rolle der Musik in politischen Bewegungen der Gegenwart. In: *Lied und populäre Kultur*, Jg. 60/61 (Themenband Musik und Protest, hg. von Knut Holtsträter und Michael Fischer), 293–312.



zwischen Kinderladen, NEUE SOZIALE BEWEGUNGEN Latzhose und Friedenstaube

Die Suche nach alternativen Lebensstilen und Formen der gesellschaftlichen Teilhabe mündete in die sogenannten neuen sozialen Bewegungen. Sie vereinten verschiedene politische und kulturelle Strömungen. Ihre Themen waren Demokratie, Gleichberechtigung der Geschlechter, Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse oder die Umwelt.

Als ein wichtiges Feld wurde die Vermittlung gesellschaftlicher Werte von klein auf angesehen. Die antiautoritäre Kinderladenbewegung gründete neue Einrichtungen als Gegenentwurf zu herkömmlichen Kindergärten. Ziel war mehr Selbstbestimmung für Kinder durch alternative

Erziehungsmethoden, um traditionelle Rollenbilder und Machtstrukturen aufzubrechen. Hier organisierten sich vor allem Frauen, wodurch nach und nach eine neue Frauenbewegung entstand. Frauen gingen auf die Straße und protestierten gegen Unterdrückung, Gewalt und Ungleichbehandlung. Was bedeutet Gerechtigkeit? Wie kann Gleichberechtigung stattfinden? Unter dem Leitspruch »Das Private ist politisch!« wurde eine öffentliche Debatte über die Rolle der Frau in der Gesellschaft angestoßen.

Einzelbewegungen flossen ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in der Friedensbewegung zusammen. Der NATO-Doppelbeschluss sah

die Stationierung von Atomwaffen in Europa vor. Ängste vor Aufrüstung und einem Dritten Weltkrieg führten zu zahlreichen Großdemonstrationen, vor allem in den frühen 80er Jahren. Hunderttausende Teilnehmer*innen demonstrierten bei bundesweiten Aktionen für den Frieden, etwa im Bonner Hofgarten.

Die neuen sozialen Bewegungen schufen einen Raum für die Artikulation von subjektiven Bedürfnissen und für die politische Partizipation. Die Freiburger Initiativen waren in ein bundesweites Netz von Aktionen eingebettet, wodurch sich deutschlandweit eine Massenbewegung formieren konnte. Für die Zusammenarbeit vor Ort

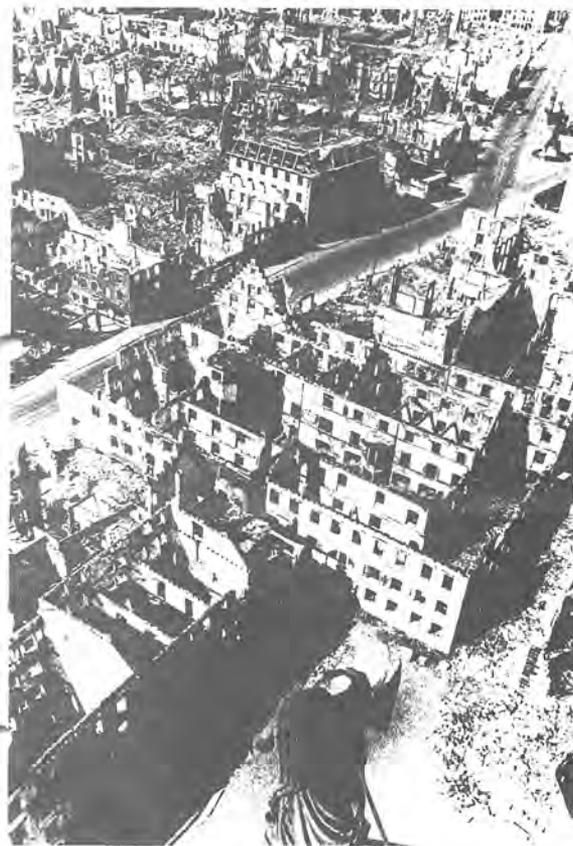
war die Kleinräumigkeit wichtig. Bei Protesten gegen das KKW Wyhl standen Männer, Frauen, Kinder und Student*innen Hand in Hand. Bis heute bestehen Einrichtungen und Strukturen fort, etwa das Frauenzentrum Freiburg oder Kinderläden, auch die Friedensbewegung ist aktiv.

Heutige Protestformen im Kampf gegen den Klimawandel zeigen ein aufkommendes Bewusstsein für gesellschaftliche Mitgestaltung und machen deutlich:

Jede Zeit muss neu für ihre Interessen kämpfen!



FREIBURG FÜR ABRÜSTUNG



27. November 1944: die alliierten Westmächte bombardieren Freiburg. 3000 Menschen sterben. Fast drei Viertel des gesamten Wohnungsbestandes werden beschädigt oder völlig zerstört.

Ein Unfall der Geschichte?

In den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen wurden vielfältig Dokumente und Beweisstücke vorgelegt: der faschistische Krieg war kein Zufall! Am Krieg verdient haben nur die Flick, Krupp und Messerschmitt, Reaktionäre Generale, Rüstungskapital und faschistische Politiker arbeiteten Hand in Hand. Vorbereitet wurde der Krieg mit der Hetze vom "Lebensraum im Osten" und vom "Kampf gegen den Bolschewismus".

Heute - 30 Jahre nach Beendigung des Krieges - hören wir schon wieder die alten Parolen: die "russische Gefahr" geistert noch immer in den Köpfen der NATO- und Bundeswehr-offiziere und in den Spalten der Springer-Presse. Und ob CDU/CSU oder Verteidigungsminister Leber: die Rüstung ist ihr liebstes Kind.

Wir - Freiburger Bürger - und mit uns Tausende in unserem Land sind der Meinung: entweder wird der Wildwuchs der Rüstung beseitigt oder wirtschaftlicher und politischer Machtzuwachs der Rüstungsindustrie und reaktionärer Generale gefährden zunehmend Frieden und Sicherheit und verhindern die Lösung dringender sozialer Probleme. Kommunale Fragen auch in Freiburg - wie die Forderung nach Mietstop in Weingarten und Landwasser - können nur gelöst werden, wenn freiwerdende Mittel aus dem Rüstungshaushalt den Gemeinden zufließen.

Die "Freiburger Initiative für Abrüstung" ruft auf zur Demonstration "Beendet das Wettüsten" am 21. Mai in Frankfurt: Asta PH, Asta Uni, Asta Katk, PHS, Asta Ev. PHS, DKP, DFG-VK, VVN, SDAJ, MSB Spartakus, SHB.

v. i. S. d. V. Ernst R. Hartmann, Loretto 56, 78 Fbg.

„Das Gefühl war einfach: Jetzt können wir die Welt fünffach kaputt machen“

Die Friedensbewegung der 70er Jahre

Alexander Kollecker

Beim studentischen Frühstück, bestehend aus zwei Tassen Kaffee, einer selbstgedrehten Zigarette und der geliehenen Tageszeitung des Nachbarn, fallen beim Überfliegen der aktuellen Nachrichten sofort mehrere Artikel ins Auge, die den Eindruck bestätigen – 2019 ist das Jahr der Umweltbewegung! Die *Fridays For Future*-Demonstrationen ziehen in beeindruckender Regelmäßigkeit bundesweit tausende junge Menschen auf die Straßen, um für eine gerechte Klimapolitik zu kämpfen. Die Jugend prangert aktiv Missstände der Regierung an und macht so Umweltschutz und Energiewende zur tagespolitischen Priorität. Erst im hinteren Teil

der Zeitung stößt man auf einen Artikel mit der Überschrift »Syrische Truppen beschießen und zerstören Klinik in Idlib«, der andauernde Syrien-Konflikt wütet seit nunmehr acht Jahren und ist nicht der einzige Krisenherd auf der Welt. Warum bemerkt man keine wiederkehrenden Protestzüge gegen die menschenfeindliche Kriegstreiberei in der Welt?

Ähnlich der nun erstarkenden Umweltbewegung gab es in Deutschland eine Zeit, in der die Friedensbewegung den gesellschaftlichen Diskurs bestimmte und den vermeintlich machtlosen Bürger*innen ein Forum zum politischen

Abb. 1: Freiburg nach dem Bombenangriff vom 27. November 1944 – Flugblatt mit eindringlichem Aufruf zur Demonstration für Abrüstung, 1975 (Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

Handeln gab. In den späten 70ern kommt es zu einer Mobilisierung der »neuen« Friedensbewegung, die ihren Unmut im Angesicht einer ungenügenden Repräsentation durch die Regierung kundtut. Wie war es möglich, dass sich eine so breite bürgerliche Bewegung formieren konnte, und welche gesellschaftlichen und politischen Faktoren brachten Menschen aus verschiedenen Lebenswelten zusammen? Um mich dem Phänomen der neuen Friedensbewegung anzunähern, besuchte ich das Ehepaar Roland und Hanne Metzger-Twardon, die mir aus erster Hand Informationen über die 70er Jahre liefern konnten.

Die Friedensbewegung nach 1945

Friedensorientierte Verbände erleben aufgrund der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs schon wenige Jahre nach 1945 eine Konjunktur. Viele Bürger*innen sind von den Kriegsfolgen traumatisiert und es herrscht die Meinung in der Zivilgesellschaft, dass sich solche Geschehnisse nie wiederholen dürfen. Im November 1945 kommt es zur Wiedegründung der Deutschen Friedensgesellschaft, unter der sich zunächst die antimilitaristischen Kräfte bündeln. Auf der anderen Seite formieren sich bereits in den Nachkriegsjahren neue Militärbündnisse, wie die

NATO 1949 und der Warschauer Pakt 1955. In Deutschland wächst die Befürchtung einer erneuten Eskalation, befeuert durch die Teilung des Landes in BRD und DDR, die beide Anstrengungen zur Wiederbewaffnung zeigen ließen, was bereits 1951 zur Reformierung einer protestorientierten Friedensbewegung führt, die unter dem Motto »Ohne mich!« sechs Millionen Unterschriften gegen die Aufrüstung der BRD sammelt. Besonders beeinflusst ist die Bewegung durch die antiautoritären Aktionen der Studentenbewegung von 1968, die durch ihr Engagement gegen den Vietnamkrieg und ihre Ablehnung eines repressiven Establishments viele Sympathisant*innen unter der jungen Bevölkerung gewannen und noch weit bis in die 70er Jahre die Protestkultur beeinflussen sollten.

Im Folgenden wird der Strukturwandel skizziert, den die Friedensbewegung in den 70er Jahren durchlaufen hat, von einem institutionalisierten Zusammenschluss verschiedener etablierter Verbände und Gruppierungen hin zu einer hierarchisch flach organisierten, basisdemokratischen Massenbewegung. Die institutionalisierten Protestparteien werden dabei nicht vollends von einer neuen Generation von Friedensaktivist*innen ersetzt, vielmehr kommt es zu Annäherungen der verschiedenen Gruppen. Die Basis der Bewegung bilden Gruppen

aus dem kirchlichen Umfeld sowie des politisch linken Spektrums. Schon aus ihrem im christlichen Glauben verankerten Selbstverständnis heraus bilden kirchliche Gruppen jeher eine breite Basis der Friedensbewegung. Christliche Organisationen wie Pax Christi, die Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden und Aktion Sühnezeichen betreiben Friedensarbeit, woraus etwa die »Friedenswochen« entstanden sind. Weitere Akteur*innen, die sich für Antimilitarismus, Kriegsdienstverweigerung und Abrüstung stark machen, stammen aus dem ›klassischen‹ Milieu linker Gruppierungen. Federführend war hier die Deutsche Friedensgesellschaft (ab 1974 Deutsche Friedensgesellschaft – Vereinigte Kriegsdienstgegner), die sich besonders vehement gegen Aufrüstung und Vereinnahmung durch die Bundeswehr ausspricht. Neben diesen Gruppierungen etablieren sich Zeitschriften, etwa die *graswurzelrevolution*, die seit 1972 mit pazifistisch-anarchistischem Selbstverständnis für eine herrschaftslose, gewaltfreie Gesellschaft publiziert.

Der Wunsch nach Frieden im Schatten der atomaren Gefahr

Trotz der engagierten Friedensarbeit dieser Gruppen beginnt das gesellschaftliche Interesse

für die Friedensbewegung in der ersten Hälfte der 70er Jahre zu schwinden. Dies ist zurückzuführen auf die damalige Entspannungspolitik, welche die Hoffnung auf eine Annäherung von Ost und West befeuert. Diese Vorstellung endet abrupt 1977 mit einer Debatte um die Entwicklung von Neutronenwaffen in den USA. Die Empörung über die Gefahren der Neutronenwaffen ergeben sich aus der Wirkungsweise dieses Wafentyps, bei dem sich die vernichtende Wirkung spezifisch gegen organische Substanzen wendet und unbelebte Materialien verschont. Dieser »Vorteil« der Neutronenbombe wird in breiten Kreisen der Gesellschaft als eine »Perversion des Denkens« angesehen, und die Ablehnung einer solchen Massenvernichtungswaffe verband Christ*innen, Antimilitarist*innen und Bürger*innen unterschiedlicher politischer Überzeugungen zugleich. Die Politisierung unter jungen Menschen und Student*innen findet sich auch in den Aussagen von Roland und Hanne Metzger-Twardon wieder:

»Ja, die Jugend war politisch. Zumindest die etwas mehr intellektuelle Jugend auf jeden Fall. Also an der Uni, da ging's schon ab. Fast jeder war in irgendeiner Richtung also, wenn man in den Hörsaal kam, musste man sich immer durch eine Flut von Flugblättern durcharbeiten und

es wurde diskutiert. Es wurden Vorlesungen gesprengt, jetzt in der Theologie nicht so, aber bei dir zum Beispiel.« (Interview mit Roland Metzger-Twardon)

»Ja, bei mir war es schon sehr zu sehen. Also wenn ich in die Fachhochschule kam, es war eine katholische Fachhochschule, aber da gab es einen sehr großen engagierten AStA und da gab es jede Woche eine Vollversammlung und da musste man auch jede Woche kommen. Da wurde schon an der Tür diskutiert über alle Themen, die gerade virulent waren und da gab es auch diesen MSB-Spartakus [Marxistischer Studentenbund Spartakus, A.K.], das war so eine linke Gruppe, die waren sehr politisch engagiert und die waren aber auch Sozialarbeiter, also zukünftige Sozialarbeiter. Da war es schon sehr politisch, da musste man auch immer mal so Matrizen schreiben oder durchlassen, der Kopierer der damaligen Zeit, da haben wir noch den Geruch in der Nase.« (Interview mit Hanne Metzger-Twardon)

Die Debatte um die Neutronenbombe dient als nötiger Antrieb, um die Themen Frieden und Abrüstung in den Mittelpunkt der Gesellschaft zu tragen. Rüstungspolitik ist nun nicht mehr

bloßes Zahlenspiel, sondern bekommt lebenswirkliche Relevanz. Können sich Mitglieder der Alternativ-, Frauen- oder Ökologiebewegung bis zur zweiten Hälfte der 70er Jahre nur indifferent für Sachverhalte der Abrüstung und Friedensarbeit begeistern, bedingt durch eine starke Besetzung der Felder durch linke Gruppierungen, beginnt ab 1977 ein Umdenken unter den Strömungen der Neuen Sozialen Bewegungen. Die Möglichkeit der Stationierung von Atomwaffen und Mittelstreckenraketen auf europäischem Boden im Zuge des NATO-Doppelbeschluss' von 1979 verstärkt Befürchtungen und Ängste innerhalb der Bevölkerung. Diese vermengen sich zu apokalyptischen Szenarien, wodurch die Strömungen der sozialen Bewegungen sich in solidarischer Betroffenheit vereinen und es bewerkstelligen, dass der neuen Friedensbewegung eine ungleich größere Reichweite und Mobilisierungsmöglichkeit zukommt, wodurch sich letzten Endes eine heterogene Massenbewegung etabliert.

Solidarität in Zeiten der Angst

Es stellt sich die Frage, wie stark sich die damalige Atompolitik und die akute Angst vor dem Ausbruch eines »heißen« Krieges im Gesellschaftscharakter niederschlug und welche Aus-

Abb. 2: »Nein zur Neutronenbombe. Beendet das Wettrüsten.« Flugblatt, undatiert (ca. 1977, Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

Nein zur Neutronenbombe Beendet das Wettrüsten



Weiche finden Sie humaner, die klassische Atombombe
oder die Neutronenbombe?

Eine neue Massvernichtungswaffe bedroht uns: Die Neutronenbombe. Sie soll in den USA gebaut und in unserem Land stationiert werden. Sie soll Material schonen, Leben aber durch Todesstrahlen vernichten! Ihr Einsatz würde unheilbare Erbkrankungen bei kommenden Generationen bewirken.

Millionen Menschen protestieren; Politiker und Generäle warnen: Sie ist eine Angriffswaffe für den atomaren Ersteinsatz. Mit ihr soll der Atomkrieg führenbereitschaft werden.

Mit der Neutronenbombe wird neues Ölbarren geschürt, der Entspannung zwischen Ost und West ernstlicher Schaden zugefügt und die Bemühungen um Rüstungsbeschränkung und Abrüstung gefährdet.

Ein neues Wettrüsten wird provoziert.

Die Bundesregierung muß entschieden NEIN sagen zur Neutronenbombe und ihrer Stationierung in unserem Land. An ihr liegt es, einem neuen gefährlichen Wettrüsten Einhalt zu gebieten. Die Öffentlichkeit aller Länder ist aufgerufen, einzutreten

für ein allseitiges Verbot
der Neutronenbombe,
für das Verbot, neue ato-
mare Waffen zu produzieren,
für den Verzicht auf den
Ersteinsatz von Atomwaffen.

Nein zur Neutronenbombe

wirkungen dies auf das Selbstverständnis der Friedens- und Alternativbewegung hatte. Herr und Frau Metzger-Twardon beschreiben die damalige Stimmung vor der Kulisse des Kalten Krieges:

»Ja, obwohl mit der DDR ... also für mich war es schon mit den Verwandten in Polen, die leben hinter einer Mauer, und eigentlich kann ich die nicht so einfach besuchen. Es war schon so ein richtiger Kriegszustand eigentlich. Also für uns war es etwa, wie immer noch Krieg, da wurde nur mal eine Mauer dazwischengesetzt.« (Interview mit Hanne Metzger-Twardon)

»[Der Krieg] war schon kalt natürlich, aber ich denke mal, es gab ja dann auch den Einmarsch in Prag 68. Also die Bedrohung war schon da und das Wettrennen war auch so stark in der Zeit, und das Gefühl war einfach: Jetzt können wir die Welt fünffach kaputt machen und da braucht nur einer – das ist heute auch noch so – einer eine dumme Sache machen, und dann ist das passiert. Und da haben wir halt versucht, Alternativen zu finden.« (Interview mit Roland Metzger-Twardon)

Der Zeithistoriker Detlef Siegfried schreibt, dass der Optimismus der Jugendkultur der 60er Jahre in den 70ern von einem weitverbreiteten Pessimismus ersetzt worden ist. Diese allgegenwärtige Angst ist auf die politischen Umwälzungen in den 70er Jahren zurückzuführen. Neben der Angst vor einer nuklearen Katastrophe kommen zusätzlich wirtschaftliche Sorgen hinzu. Das Wirtschaftswunder der 60er Jahre flaut ab, und die BRD wurde von einer Welle der Arbeitslosigkeit erfasst, 1973 stürzt der Ölpreis ab und konfrontiert die Wirtschaftsmacht Deutschland mit weitreichenden Folgen.

Doch die neue Wertigkeit der Angst ist nicht allein auf äußere Begebenheiten zurückzuführen. Vielmehr verbreitet sich eine Atmosphäre der Angst, welche sich mit der Besinnung auf das *Ich* erklären lässt. In den 70er Jahren begannen junge Bürger*innen, ihre eigene Betroffenheit durch weltpolitische Ereignisse zu artikulieren. Der Unmut und die Hilflosigkeit sollen aufgearbeitet werden, um die Handlungsmacht über die eigenen Gefühle und den Körper beizubehalten. Diese Form der »Angstkultur« und die Eingeständnisse an eine »Subjektivität des Ich« sind genuine Merkmale dieses Jahrzehnts. Selbsterfahrung und die Artikulation von Emotionalität werden zu Leitmotiven der jungen Menschen. Die emotionale Betroffenheit dient

als Impuls des politischen Handelns, wodurch sich die Neuen Sozialen Bewegungen formieren können. Die Eigenverantwortung der Bürger*innen für Frieden in der Gesellschaft wird ein wichtiger Identifikationsfaktor für die Friedensbewegung. Es ist als Kritik der politischen Verhältnisse zu sehen, dass das Kalkül einer Abschreckungspolitik offensichtlich nicht mit den persönlichen Lebensbedürfnissen der deutschen Bevölkerung übereinstimmt. Im Spannungsfeld der Aufrüstung scheinen die angsterfüllten Szenarien traurige Realität zu werden, wodurch die Aufarbeitung einer ubiquitären Angst und die Betonung der eigenen Betroffenheit zu wichtigen Mobilisierungstendenzen für die Friedensbewegung führen.

Die Friedensbewegung nutzte ihre neue Schlagkraft und wurde bis weit in die 80er Jahre hinein zum Mittelpunkt des bürgerlichen Protests. Friedens-, Umwelt-, Frauen- und Anti-AKW-Bewegung bildeten eine breitgefächerte Anlaufstelle für viele Bürger*innen, die ihr Recht auf politische Partizipation wahrnehmen wollten.

Es bleibt allerdings die Frage, wie es heutzutage um die Friedensbewegung bestellt ist. Nach der Wiedervereinigung und dem Fall des Eisernen Vorhangs verliert die Bewegung zusehends an gesellschaftlicher Breite. Es mag sein, dass das vereinende Moment einer kollektiven Bedrohung fehlt, welches alle Menschen emotional bindet. Sich einzusetzen für den Frieden ist weiterhin relevant. Es bleibt zu hoffen, dass die Friedensbewegung auch in Zukunft die Kraft findet, die Menschen zu mobilisieren und erneut für den Frieden auf die Straße zu bringen. So wie es die Umweltbewegung 2019 geschafft hat.

Interview und Quellen

Interview mit Hanne und Roland Metzger-Twardon, Baden-Baden, 5. April 2019.

Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg
 - Bestand: Friedensbewegung: 4.1.3. I – KDV
 - Bestand: Friedensbewegung: 4.1.3. II – Antimilitarismus



Literatur

Biess, Frank (2008): Die Sensibilisierung des Subjekts: Angst und »Neue Subjektivität« in den 1970er Jahren. In: *WerkstattGeschichte*, 49, Essen: Klartext Verlag, 51–71.

Bonacker, Thorsten/Lars Schmitt (2004): Politischer Protest zwischen latenten Strukturen und manifesten Konflikten. Perspektiven soziologischer Protestforschung am Beispiel der (neuen) Friedensbewegung. In: *Mitteilungsblatt des Instituts für Soziale Bewegungen*, 32, 193–213.

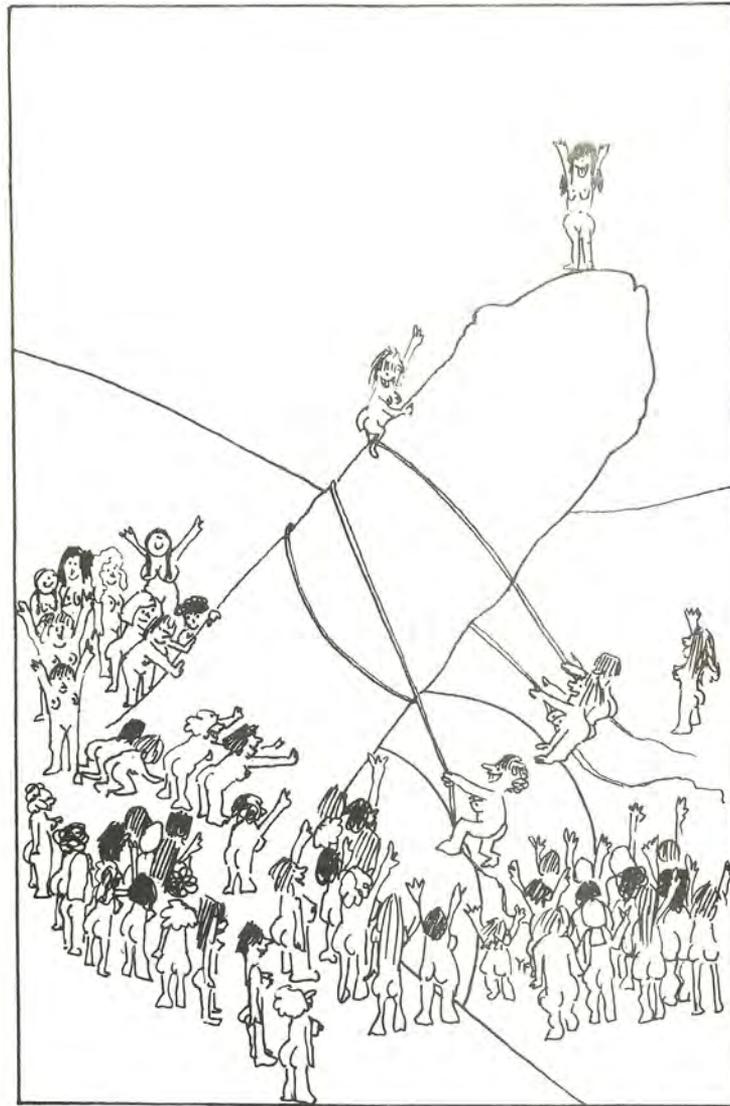
Rucht, Dieter (1983): Institutionalisierungstendenzen der neuen sozialen Bewegungen. In: Hans-Herrmann Hartwich, Hg.: *Gesellschaftliche Probleme als Anstoß und Folge von Politik*. Opladen: Westdt. Verlag, 199–212. URL: <https://www.econstor.eu/handle/10419/112631> (1.3.2020).

Schmid, Günther (1984): *Die Friedensbewegung in der Bundesrepublik Deutschland: Entstehungsursachen – Selbstverständnis – Strukturen – innere Widersprüche*. (= Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit / Z, Nr. 24). München: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. Stable URL: <https://www.econstor.eu/handle/10419/112237>

Schregel, Susanne (2011): *Der Atomkrieg vor der Wohnungstür. Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970–1985*. Frankfurt a. M. etc.: Campus.

Siegfried, Detlef (2018): *1968 in der Bundesrepublik. Protest, Revolte, Gegenkultur*, Ditzingen: Philipp Reclam Jun.

Abb. 3: Friedens- und Umweltbewegung waren eng verbunden und kämpften vereint gegen atomare Aufrüstung in jeder Hinsicht (Plakat, 1978, Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).



„Das Private ist politisch!“

Heterogene Aushandlungsprozesse von Positionierungen innerhalb der Neuen Frauenbewegung

Mona Wagener

»Wir wollen doch alle fast das Gleiche und sind alle gleich – nö, fand ich nicht!«, sagt meine Interviewpartnerin Hannah Elder*, 81 Jahre alt. Sie sitzt während diesen Worten am Küchentisch ihrer Wohnstube. An den Schränken hängen Postkarten und Kinderzeichnungen. Das Haus, in dem sich die Wohnung befindet, ist modern. Unten wohnen Menschen mit Behinderung, oben mehrere Familien, dazwischen Senior*innen – ein Mehrgenerationen-Wohnprojekt im alternativen Stadtteil Vauban in Freiburg im Breisgau. Sie erzählt ihre persönliche

Geschichte, in der die Neue Frauenbewegung ab Anfang der 1970er Jahre eine entscheidende Rolle einnimmt.

Die Neue Frauenbewegung ging von Menschen aus, die für Gleichheit, Gerechtigkeit und Anerkennung für Frauen in der Gesellschaft eintraten und kämpften. Sie konstituierte sich ab 1969 in Deutschland im Rahmen der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen. Im Zentrum dabei stand das Offenlegen der Unterdrückung der Frau durch eine Politisierung von Frauen

Abb. 1: Phallus-Karikatur, in: Informationsheft Fraueninfo Freiburg, 1975, S. 8 (Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

(Strobel 2004: 261f.). Stark thematisiert wurden unter anderem die Frage nach der Kindererziehung, der Status der Hausfrau und Debatten um den Abtreibungsparagrafen (§ 218 StGB). Daraus resultierend entstand die Frauen-Projektbewegung, die sich in Frauenhäusern, Frauenzentren, Frauen-Kulturtagen und Untergruppen wie Selbsterfahrungsgruppen oder »Bewegungslesben« äußerte (ebd.: 262ff.).

Dieser Essay behandelt die in der Neuen Frauenbewegung gegründeten differenzierten Motivationen sowie hervorgebrachte Handlungen und Werte, die aus dem Material einzelner biografisch-narrativer Interviews mit kulturanthropologischer Literatur diskutiert werden. Für die historische Einordnung ist die Abgrenzung der Neuen Frauenbewegung gegenüber der »alten« Frauenbewegung wichtig, die Ende des 19. Jahrhunderts Frauenorganisationen umfasste, die sich für zivile Rechte und Möglichkeiten für Bildung und Berufe von Frauen einsetzen (vgl. Schulz 2019: 913). Zum einleitenden Verständnis wird kurz Bezug zu dem sozialen Raum genommen, in dem sich die Proteste der Neuen Frauenbewegung abspielten. Für die Analyse wird der von Ilse Lenz (2010: 375) eingeführte Begriff der »Semiöffentlichkeit« genutzt, um anhand von diesem das Bestehen und die Öffnung

eines sozialen Raumes der Frauenbewegung zu hinterfragen. Anschließend wird der Frage nachgegangen, wie und wodurch sich heterogene Aushandlungsprozesse innerhalb der Neuen Frauenbewegung charakterisieren lassen.

Der soziale Raum des Protests – zwischen Privatheit und Öffentlichkeit

Eine Semiöffentlichkeit entsteht in Lenz' Definition erst durch spezifische Anliegen, beispielsweise durch ein gemeinsames Ziel und die dadurch entstehenden Kommunikations- und Interaktionsformen. Sie bildet demnach einen Gegensatz zur allgemeinen Öffentlichkeit (Lenz 2010: 375). Die hier behandelte Frage lautet, inwieweit sich der semiöffentliche Raum der Frauenbewegung in Freiburg in einzelnen Biografien von aktiven Akteurinnen widerspiegelt und welche Überschneidungen und Wechselwirkungen es zwischen den Neuen Sozialen Bewegungen und der Frauenbewegung in Freiburg gab.

Mit der allgemein bekannten Parole »Das Private ist politisch!« begannen sich in Freiburg ab dem Jahr 1972 die Frauen zu mobilisieren, wie meine Interviewpartnerin Traute Hensch, 78 Jahre alt, sich rückblickend erinnert: »Das Pri-

vate ist politisch – das fanden wir natürlich alle total richtig. Und haben wir auch auf unser Leben angewandt!«.

Der soziale Raum der Semiöffentlichkeit äußerte sich in Freiburg an verschiedenen Merkmalen. Zum einen fand ein erheblicher Kommunikations- und Interaktionsfluss statt, wie an Netzwerken, Diskussionen und Gruppen innerhalb des Frauenzentrums, aber auch in der gesamten Stadt deutlich wurde. Des Weiteren wurde durch publizierte Schriften, wie Frauenzeitschriften, Flugblätter und Informationszettel, sowie durch Demonstrationen die Kommunikation nach Außen und die Einbettung in den öffentlichen Raum umgesetzt. Durch die Thematisierung des Privaten, wie persönliche Erlebnisse von Unterdrückung, in öffentlich zugänglichen Gruppen oder veröffentlichten Texten, bildete sich ein Raum zwischen Privatheit und Öffentlichkeit – die Semiöffentlichkeit. Diese spiegelte sich auch in neuen Wohn- und Lebensformen wie der geschlechtlich gemischten Wohngemeinschaft oder Mütterwohngemeinschaft wider sowie den dadurch entstandenen Diskursen. Die Verbindungen und Wechselwirkungen zwischen der Frauenbewegung und der Studentenbewegung, von Anti-Kernkraft-Bewegung (Wyhl) und Hausbesetzerszene bildeten ein zentrales Kern-

element für die Integration der Semiöffentlichkeit der Freiburger Frauenbewegung in die der Neuen Sozialen Bewegungen. Darüber hinaus lässt sich analysieren, dass sich der semiöffentliche Raum durch die kritikäußernde Parole »Das Private ist politisch!« konstruierte und diesen wiederum veränderte (Lenz 2010: 376).

Von Gemeinschaft und Differenzen innerhalb der Bewegung

Neben dem semiöffentlichen Raum lassen sich in der Parole nach der Definition Rolf Lindners ebenfalls »subjektive Handlungsfähigkeiten« ablesen, die sich in verschiedenen Formen von Protest konstituieren. Subjektive Handlungsfähigkeit wird durch die Verarbeitung, Aneignung und Umgestaltung der Individuen von gesellschaftlichen Verhältnissen betont, woraus sich wiederum Kultur lesen lässt (Lindner 2007: 136). Dies spiegelt sich in der Art und Weise, wie Frauen in den 70er/80er Jahren in Freiburg sich durch neue Wohn- und Lebensformen und Berufungen individuell emanzipierten und dadurch gegen bestehende Rollenmuster protestierten. Gerade deshalb handelt es sich bei der Frauenbewegung weniger um einen performativen Protest als um Protest, der in jeder Entscheidung

und subjektiver Handlung, in der Alltagspraxis der Individuen steckt.

Dies hatte zur Folge, dass sich das vermeintliche »wir«, die kollektive Identität der Bewegung, spaltete und auch wenn diese einerseits zusammenhielt, andererseits die größten Debatten auslöste. Diskurse, Differenzen und Streitigkeiten spiegelten die vielen verschiedenen Ansätze wider, wie eine Frau zu sein hat: Was ist richtig, was ist falsch? Was definiert Weiblichkeit? Muss eine Frau politisch sein? Was verändert sich, wenn das Private politisch ist? Die Frauenbewegung gliederte sich in Untergruppen wie »Bewusstseinshebende Gruppen«, »Müttertreffs«, »Juristinnen« und viele andere, was die Heterogenität der Bewegung und die jeweilig unterschiedlichen kulturellen Repertoires darstellte.

Selbst- und Fremdbilder: Stereotype als Orientierungsfunktion

Vielleicht lassen sich gerade durch das differenzierte Verständnis der Frauenbewegung die viel genutzten Kommunikationsformen wie Karikaturen, Ironie und oft verwendete Stereotypen

in Zeitschriften, Flugblättern und Infomaterial erklären. Besonders wurden diese in der Kommunikation von der Semiöffentlichkeit in die Öffentlichkeit gewählt, wie beispielsweise durch eine veröffentlichte Karikatur, die einen Phallus abbildet, der von vielen jubelnden Frauen umringt und wie ein Denkmal mit Seilen umgestürzt wird (Fraueninfo Freiburg 1975: 4). Oder eine andere Karikatur, die eine Vulva zeigt, aus der eine Sprechblase mit der Aufforderung: »Schau doch mal wieder bei mir rein!« hervorgeht (ebd.: 20).

Die gezeichneten Selbstbilder der Frauen und die Fremdbilder der Männer bestehen aus kulturellen Versatzstücken, die im Verhältnis zueinander stehen und gegenseitige kulturelle Wahrnehmungsmuster vermitteln. Diese wiederum stabilisieren dem Volkskundler Helge Gerndt (1988: 12) zufolge Identität, was als Inbegriff der Diskurse der Frauenbewegung gilt. Gerade Stereotypen, die bewertete und auf Vorurteilen beruhende Vorstellungen sind, dienen als Identifikationsmöglichkeiten, da sie durch ihre reduzierte Komplexität eine Orientierungsfunktion haben (Bausinger 1988: 13).

Abb. 2: Vulva-Karikatur: »Schau doch mal wieder bei mir rein!« in: Informationsheft Fraueninfo Freiburg, 1975, S. 20 (Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).



Zusammenfassung und Fazit

Abschließend lässt sich festhalten, dass die heterogenen Aushandlungsprozesse von Positionierungen selbst als starkes Charakteristikum der Neuen Frauenbewegung gelten. Diese werden sowohl im sozialen Raum, in subjektiven Handlungsfähigkeiten einzelner Personen als in gezeichneten Selbst- und Fremdbildern sichtbar. Auch wenn es keine Definition dafür gibt, wie Frauen gesehen werden sollen, sind oder wie sie sich fühlen, welche Protestformen sie nutzen und oder als was sie sich identifizieren. Das Entscheidende daran ist der Diskurs an sich, die immer wieder neu stattfindende Bewertung und Aushandlung. Und das ist sowohl privat, da Identität im Individuellen Sinn stiftet, und gleichzeitig öffentlich, da sie Gesellschaft konstituiert.

Interviews und Quellen

Interview mit Hannah Elder*, Freiburg, 14. Januar 2019.

Interview mit Traute Hensch, Freiburg, 8. Februar 2019.

(* Name geändert)

Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg

- Bestand Frauenbewegung

- Informationsheft: Fraueninfo Freiburg 1975

Literatur

Bausinger, Hermann (1988): Name und Stereotype. In: Helge Gerndt, Hg.: *Stereotypenvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identitäten*. München: Vereinigung für Volkskunde, 13–19.

Gerndt, Helge (1988): *Stereotypenvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identitäten*. München: Vereinigung für Volkskunde.

Lenz, Ilse (2010): Das Private ist politisch!? Zum Verhältnis von Frauenbewegung und alternativem Milieu. In: Sven Reichardt/Detlef Siegfried, Hg.: *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*. Göttingen: Wallstein, 375–404.

Lindner, Rolf (2007): Antwort auf Chris Hann. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1 (1), 135–156.

Schulz, Kristina (2019): Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum: Geschlecht und soziale Bewegung. In: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch, Hg.: *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 911–920.

Strobel, Ricarda (2004): Die neue Frauenbewegung. In: Werner Faulstich, Hg.: *Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kultur der siebziger Jahre*. München: Wilhelm Fink, 259–272.



vom Rumhängen, ALTERNATIIVEN IM ALLTAG Selbermachen und anders Lernen

Do-It-Yourself, Wohngemeinschaften und kreative Lernkonzepte sind heute nichts Besonderes. Ihre Entstehung ist in gesellschaftliche Prozesse eingebettet, die die deutsche Gesellschaft im Laufe der langen 70er prägten. Besonders die junge Generation entdeckte damals den Alltag als politisches Feld.

Sie äußerte Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen durch veränderte alltägliche Gewohnheiten. Mit alternativen Praktiken, wie dem Selberbauen von Möbeln oder dem Tragen von Unisex-Klamotten, stellten junge Menschen in

den 70ern die kleinbürgerlichen Werte infrage. Gewollt oder nicht: Alltägliche Objekte erhielten so neue Bedeutungen und wurden zu umstrittenen Symbolen des Widerstands.

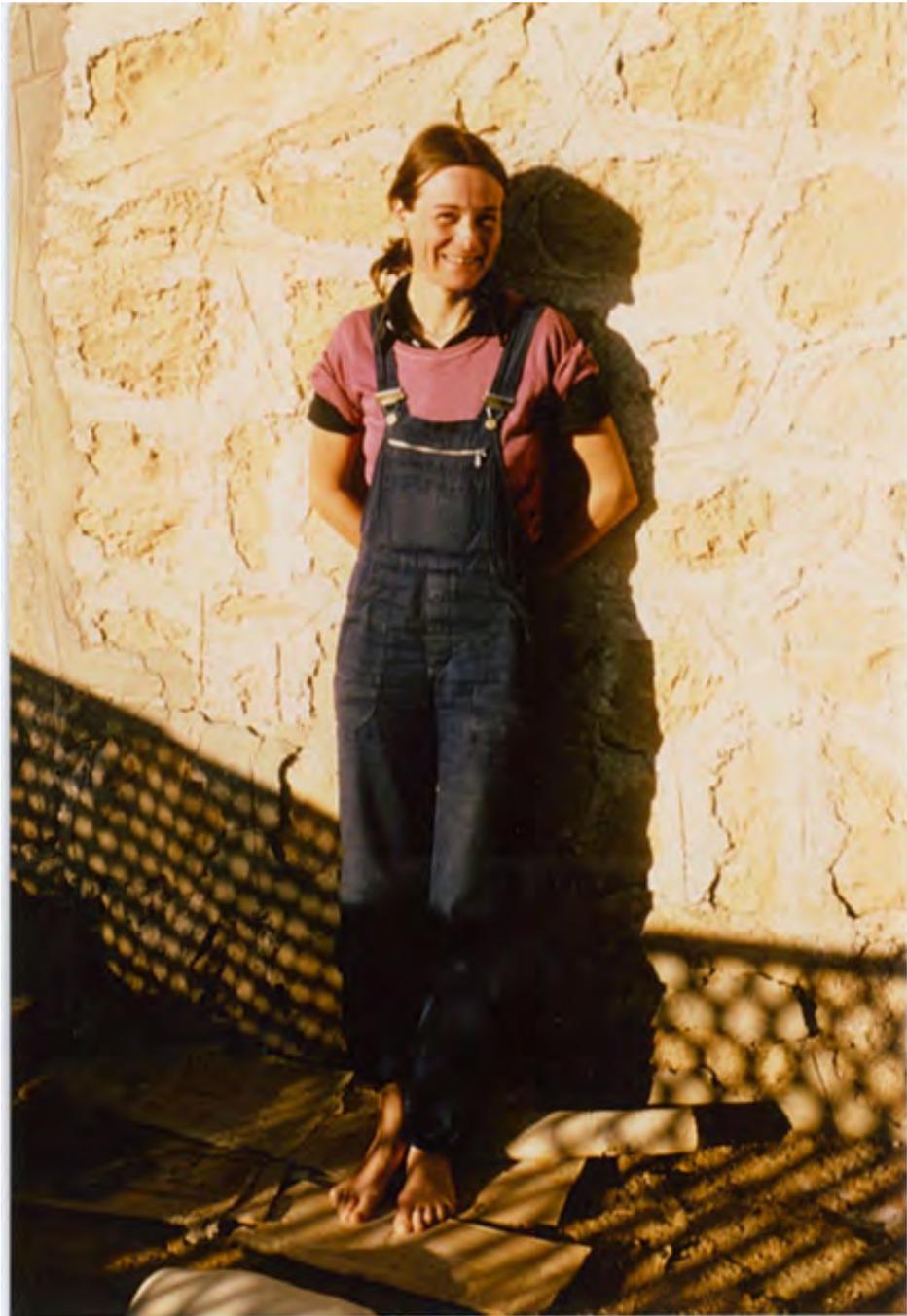
Diese individualistischen und postmaterialistischen Werte stießen nicht überall auf Akzeptanz, was sich in der Debatte um die »Gammler« zeigte. Obwohl sie zahlenmäßig eine gesellschaftliche Randerscheinung waren, erregten sie die Gemüter: Mit langen Haaren und provozierendem Müßiggang widersprachen sie den Normen und dem Tempo des öffentlichen Raums.

Die Suche nach neuen Lebensentwürfen wird auch durch die Gründung der Freien Waldorfschule St. Georgen im Jahr 1973 deutlich. Mit der Reformpädagogik der 70er wuchs die Nachfrage nach Alternativen zu staatlichen Schulen. Die wiederentdeckte Waldorf-Idee orientierte sich am Leitbild, dass Kinder und Jugendliche gemeinsam lernen, unabhängig von sozialer Herkunft und Begabung – bis heute ein Ideal.

All diese Lebensformen waren nicht nur bunt und improvisiert, sondern auch politisch – wenn auch nicht immer beabsichtigt. Durch das »He-

rumbasteln« (Bricolage) am eigenen Leben gingen die Akteur*innen kreativ mit Vorurteilen und widersprüchlichen Wertvorstellungen um und etablierten dabei neue Alltagspraktiken. Während diese individualistischen Lebensstile die Wende zur Alltäglichkeit längst vollzogen haben, stellen aufkommende populistische und neue konservative Strömungen die damals etablierten Werte gegenwärtig wieder zunehmend infrage.





Mode mit Motiv

Neue Kleidungsformen zwischen Alltag und Alternativ

Nanna Knaup

Von der lila Latzhose, über den Minirock mit auffälligen Mustern, bis hin zu langen Haaren bei Männern – der Mode in den 70ern waren keine Grenzen gesetzt. Was damals vor allem bei der älteren Generation für schockierte Blicke sorgte, sind heutzutage keine Aufreger mehr. Doch von der Jugend in den langen 70ern wurden diese »Modeinnovationen« mit Freiheit, Individualität und Vielfalt symbolisch aufgeladen und so zu einem weit verbreiteten Phänomen. Offenbar ist Kleidung nicht nur eine Hülle, die Schutz vor der Natur bietet, sondern übernimmt neben dem funktionalen Nutzen zugleich auch eine soziale Funktion.

Dieser Essay untersucht die Kleidung junger Frauen in Freiburg in den 70er Jahren. Gefragt wird, inwiefern die Veränderungen der Kleidungsgewohnheiten auch die Veränderungen in der Gesellschaft widerspiegeln. Der Fokus der Beobachtungen liegt auf den gemeinsamen Werten, Einstellungen und Wahrnehmungen, die bei den jungen Frauen und in der Gesellschaft vorherrsch(t)en. Versucht werden soll auch, ein allgemeineres Verständnis für soziale Veränderungen zu entwickeln. Für die Beantwortung der forschungsleitenden Fragen dieser Arbeit wurden qualitative Forschungsmethoden ausge-

Abb. 1: K. W. mit Latzhose in Ägypten (Foto: privat).

wählt und zwei leitfadengestützte Interviews mit Frauen geführt, die die 70er erlebt haben.

Kleidung als Spiegel der Zeit

Wie der Volkskundler Helge Gerndt es ausdrückt, ist »Kleidung als Indikator kultureller Prozesse« zu analysieren. Gesellschaftliche Veränderungen sind ausschlaggebend für neue Formen des Konsums. In den 1970er Jahren hat die ökonomische Situation der Gesellschaft maßgeblich zu diesem Wandel beigetragen. Die Industrialisierung und der Vormarsch des Sozialstaats, was sich positiv auf den Lebensstandard auswirkte, entfalteten in jenem Jahrzehnt eine große Wirkung auf die Veränderung des Massenkonsums in den westlichen Gesellschaften. Der wachsende Wohlstand der Menschen, bedingt durch steigende Einkommen und ein preisgünstiges Warenangebot, veränderte die Lebensweisen und folglich das Konsumverhalten der Menschen. Mit dem besseren Lebensstandard mussten die Verbraucher*innen nicht mehr besonders auf den Preis von einzelnen Waren achten. Für den Durchschnittsmenschen bedeuteten diese Veränderungen auch eine Möglichkeit, den eigenen sozialen Status, Wohlstand wie auch den individuellen Lebensstil durch Güter zu betonen.

Während der Konsum und die Wirtschaftsleistung in der Nachkriegsgesellschaft anstiegen, entwickelte sich zeitgleich eine Debatte um die Risiken der westlichen Konsumgesellschaft. Diese Gegenströmung wurde durch eine andere Art von Konsument*innen umgesetzt, die sich für die Umwelt engagierten. Hauptsächlich handelte es sich um junge Student*innen und Auszubildende. Aufgrund ihrer kritischen und umweltorientierten Sichtweisen wollten sie sich dem Massenkonsum verwehren. Neben den herkömmlichen Protest- und Aktionsformen, wie dem Verteilen von Flyern, der Veröffentlichung von Leserbriefen in Zeitungen und Magazinen oder der Organisation von Demonstrationen, drückte sich das politische und ökonomische Interesse der jungen Studierenden und Auszubildenden auch modisch aus. Denn wie der Soziologe Sebastian Haunss argumentiert, hat der Protest

»viele Gesichter [...] oft ist er in die mehr oder weniger langen Wellen einer sozialen Bewegung eingebunden. [...] Er kann sich im Rahmen etablierter politischer Institutionen wie auch außerhalb [...] artikulieren.« (Haunss 2008: 31)

So kann Kleidung auch als ein visuelles Zeichen oder Symbol, als ein wichtiges Medium von Protestkommunikation, verstanden werden.

Liberalisierung durch das Selbermachen

Wie Pierre Bourdieu in seiner Studie *Die feinen Unterschiede* argumentiert, verfügten die meisten Jugendlichen in den 70ern über geringe finanzielle Möglichkeiten, um sich von dem Normalbürgertum abzusetzen. Da den jungen Menschen das ökonomische Kapital fehlte, um ihre Vorstellungen von gesellschaftlicher Veränderung durchzusetzen, musste man sich auf die eigene Kreativität verlassen, wie meine Interviewpartnerin K. W. es mir erzählte: »Auch Party-T-Shirts musste man sich machen. Also da hat man sehr viel Wert auf dieses Individuelle gelegt. Die waren alle schon sehr findig die Leute, und eben, diese ganze Flower-Power und so. Das gab es nicht zu kaufen, sondern das war alles individuell.« Der Mangel an ökonomischem Kapital wurde somit durch kreative, individuelle Praktiken substituiert.

Das Selbermachen war ein wichtiger Teil der Lebensgestaltung der jungen Generation. Es diente zur Absage an das vorherrschende Wirtschaftssystem, indem die Akteur*innen auf diese Weise gleichzeitig etwas Eigenes produzieren und nutzen konnten. Das Tragen einer selbst angefertigten oder modifizierten Kleidung kann exemplarisch für den Wunsch nach Autonomie, Selbstverwirklichung und Nachhaltigkeit gedeutet werden.

Durch das Selbermachen bekamen sie das Gefühl und die Gewissheit, selbst etwas geleistet zu haben. Darüber hinaus konnten sie das Endprodukt in die Öffentlichkeit tragen und somit ihre soziale Zugehörigkeit zur Schau stellen. Auch im Alltag von meiner zweiten Gesprächspartnerin C. R. zeigte sich diese Haltung zum Selbermachen dadurch, dass ihre Freunde ihre Latzhosen selbst einfärbten. So erzählt sie: »Man [hat] normalerweise weiße Malerhosen, Latzhosen, gekauft und die dann eigefärbt. In Lila und Pink und sowas.« Sie erzählt, dass man damals keine bunten Latzhosen in den Bekleidungsgeschäften kaufen konnte, und wenn doch, hatten sie als junge Studierende kein Geld dafür. Infolgedessen mussten sie das Einfärben selbst übernehmen.

Latzhose und Unisex-Kleidung als Protestmittel im Alltag

Im Allgemeinen galt die Hose bei Frauen, in Form von Latzhose oder Jeans, als eines der bekanntesten Kleidungsstücke der neuen soziokulturellen Strömungen in den 60er und 70er Jahren. Sie galt als Ausdruck des neuen Frauenbildes und als Absage an die bisherigen traditionellen Geschlechterzuschreibungen (Amann 2015: 59). Junge Frauen forderten die Libera-

lisierung der Geschlechternormen und sehnten sich nach Gleichberechtigung in allen Lebensbereichen. Um diesen Zielen näher zu kommen, wurde Kleidung teilweise mit neuen bedeutungsvollen Zuschreibungen aufgeladen und als Widerstandsmittel genutzt. Für diese Absicht eignete sich insbesondere die Unisex-Mode. K. W. erklärt mir:

»Dadurch, dass natürlich Jungs und Mädchen auch alle eigentlich gleich ausgesehen haben – auch Männer sich durchaus total feminin gekleidet haben mit Rüschenblusen und sehr engen Hosen und alle lange Haare [hatten], haben [die] echt was vorweg genommen damals. Weil das ja auch eine Art von Gleichberechtigung war.« (Interview mit K. W.)

Die Unisex-Kleidung war ein Gegensatz zu den damals vorherrschenden Geschlechterrollen. Nun trugen beide Geschlechter Hosen, als Oberteil trug man ein T-Shirt oder einen Pullover, anstelle von Bluse oder Sakko. Unisex betrafte somit beide Seiten: Frauen sah man mehr und mehr mit Hosen und Pixie-Haarschnitten, und Männer begannen, sich in eindrucksvollen Outfits zu kleiden, und hatten lange Haare. Während sie sich von den älteren Menschen durch die Kleidung abgrenzen wollten, wurde es

für die Jugend immer wichtiger, sich mit anderen Gleichgesinnten zu identifizieren.

»Konsum dient den Jugendlichen dazu, Bedürfnisse zu befriedigen, sich soziale Anerkennung zu verschaffen, sich einzubinden und sich selbst zu verwirklichen. Im Konsumstil drückt sich die Unabhängigkeit gegenüber der Generation der Erwachsenen sowie die Zugehörigkeit zu spezifischen Jugendmilieus aus«,

schreibt dazu der Soziologe und Jugendforscher Claus Tully (2010: 59).

Für die Eltern- und Großelterngeneration schien es so, als würde alles, was für sie üblich und unhinterfragt war, von der Jugend auf den Kopf gestellt werden. »Das war erste Mal, das eine Mode auch von Jugendlichen sozusagen als ›richtig‹ definiert wurde«, fasst Frau W. zusammen. Dies sorgte für ein angespanntes gesellschaftliches Klima zwischen den Generationen. Häufig wurde von der Eltern- oder Großelterngeneration mit Missfallen auf die neue Mode der Jugendlichen geblickt. Sie hatten ein bestimmtes Bild, wie Frauen und Männer sich zu kleiden hätten. Man war Frauen mit langen Haaren und femininen figurbetonten Kleidungsstücken gewohnt (Tully 2010: 60). Der Verstoß gegen die



Abb. 2: Zwischen Modemagazin und Nähzeug arrangierten wir einen Teil des Ausstellungsmoduls »Alternativen im Alltag«: Perspektiven auf materielle Kultur und Kleidung in den langen 70ern (Ausstellungsdekoration).

vorherigen, ungeschriebenen Regeln der Kleidungskultur war für sie etwas Befremdliches, ja sogar Rebellisches und sorgte für Empörung (Amann 2015: 60), wie es im Interview mit Frau R. deutlich wird:

»Es war mir auch Wurst, wenn mein Vater meinte, ich müsste aber anders angezogen sein oder irgendwie so. [...] Oder auch mein Schwager, der nur 18 Jahre älter ist als ich, der fand meinen Modestil jetzt oft nicht so gut. Wir haben öfters Streit ge-

habt. Ich habe gesagt, »ich ziehe es trotzdem an auch wenn es dir nicht passt. Ist mir Wurst.« (Interview mit C. R.)

Auf der anderen Seite war der neue Kleidungsstil nur ein Teil der Unstimmigkeiten zwischen den Generationen. Dies spiegelte sich beispielsweise in einer neuartigen Familienkultur wider, in der Freiheit als wichtig angesehen wurde und sich vor allem junge Frauen nach einer neuen Rollenverteilung sehnten und deshalb neue Karriereünsche hatten und, vor dem Einstieg

in das Berufsleben und der Familiengründung, die Welt bereisen wollten. Aufgrund dieser Individualisierungsbestrebungen wurde eine unabhängige Lebensführung zu einem zentralen Lebensziel vieler junger Frauen in westlichen Gesellschaften.

Neue gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten

All diese Prozesse, die in den 70ern von der Jugend kritisch betrachtet wurden, liefern weiterhin Stoff für eine breite öffentliche Diskussion. Die sozialen und umweltkritischen Themen, Forderungen und Leitbilder, die in den 60er und 70er Jahren von Bedeutung waren, bewegen die Gesellschaft noch immer. Beispielsweise scheint in der Universitätsstadt Freiburg die damals empörende Praxis des Protestierens heute bei vielen Bürger*innen akzeptiert zu sein, wodurch eine lebendige Streitkultur praktiziert wird. Neue Kleidungsgeohnheiten sind sowohl Folge des

gesellschaftlichen Wandels und zunehmender sozialer Differenzierung als auch des Wunsches nach Individualisierung. Jede gesellschaftliche Epoche schafft letztendlich ihre eigene besondere Kleidungsweise. Das Sich-Kleiden der heutigen Gesellschaften beruht nicht mehr nur auf der Befriedigung von Bedürfnissen, sondern ist ein Ausdruck von Persönlichkeit, Lebensstil und Wohlstand. Kleidung wirkt auch als Symbol oder Aussage und ist ein wesentlicher Bestandteil der Kommunikation zwischen Menschen. Über die Kleidungsgeohnheiten lassen sich soziale Unterschiede herausarbeiten, kulturelle Gemeinschaften definieren, aber auch Menschen ausgrenzen. Das heißt, soziale Nähe oder Distanz schaffen, Zugehörigkeit oder Abgrenzung signalisieren. Somit ist es dem Einzelnen auch möglich, durch das Ankleiden politische Stellung zu beziehen und zu protestieren. Oft geht es nicht nur um die Tatsache des eigentlichen Konsums von bestimmten Gütern, sondern auch um Wissen und Bewertungen hinter der Praxis.

Interviews

Interview mit K. W., Freiburg, 22. Februar 2019.

Interview mit C. R., Freiburg, 22. Februar 2019.

Literatur

Amann, Verena (2015): Lila? Latzhose! Mehr als nur ein Kleidungsstück. In: Gesa Ingendahl/Wiebke Ratzeburg, Hg.: *Protest! Stricken, Besetzen, Blockieren in den 1970/80er Jahren. Eine Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen*. Tübingen: Stadtmuseum, 57–67.

Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Gerndt, Helge (1974): Kleidung als Indikator kultureller Prozesse. Eine Problemskizze. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 70 (1), 81–92.

Haunss, Sebastian (2009): Die Bewegungsforschung und die Protestformen sozialer Bewegungen. In: Klaus Schönberger/Ove Sutter, Hg.: *Kommt herunter, reißt euch ein ...: eine kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen*. Berlin etc.: Assoziation A, 31–45.

Tully, Claus/Isabelle Krok (2010): Nachhaltiger Konsum als informeller Lerngegenstand im Jugendalltag. In: *Berufsbildungswissenschaftliche Schriften*, 4, 54–61. Stable URL: http://bwpschriften.univera.de/Band4_10/tully_krok_Band4_10.htm

SWR

RETRO



„Lange Haare, kurzer Verstand“?

Jugendliche „Gammler“ waren ein Stereotyp und trugen mit ihrem Lebensstil Alternativen in den Alltag

Marie-Luise Stutz

Das Sprichwort »Lange Haare, kurzer Verstand« kam ab Mitte der 1960er Jahre wieder in Mode. Die sogenannten Gammler sorgten ab dieser Zeit für hitzige Debatten und erregten die Gemüter der Bevölkerung. Sie wurden mit ihrem alternativen Lebensstil nicht von der breiten Bevölkerung akzeptiert. Gleichzeitig wurde ihnen aufgrund ihrer Erscheinung ein »kurzer Verstand« zugeschrieben.

Die Gammler¹, über die in den Medien (und, wenn man der zeitgenössischen Presse glau-

ben darf, auch im Alltag) gesprochen wurde, waren Jugendliche, die sich durch lange Haare (dazu zählte bei Männern schon eine Haarlänge bis knapp über die Ohren) und demonstratives Nichtstun auszeichneten. Die Jugendlichen nannten sich selbst auch oft »Beatniks«, wie es in einer zeitgenössischen Quelle heißt (Thönissen 1965: 83). Sie reisten mit dem Nötigsten im Rucksack und wandten sich gegen die Konsum- und Leistungsgesellschaft. Die Arbeitswelt wurde einerseits durch das Leben in der Freizeit ersetzt und andererseits durch das Reisen in

Abb. 1: »Gammler« waren in den 1960er Jahren ein großes Thema – trotz ihrer kleinen Zahl (Still, Report-Fernsehreportage, SDR, 20.12.1965, SWR-Onlinearchiv).

weite Ferne gerückt. Zahlenmäßig war es eine relativ kleine Gruppe – und doch machte »die Gesellschaft um sie ein Aufhebens, als wären es Millionen – oder Millionäre«, wie es im *Spiegel* (1966) hieß. Die zeitgenössischen Schätzungen dazu variieren stark und liegen zwischen 800 bis 1000 Gammlern deutschlandweit bzw. bei etwa 5000 Gammlern europaweit (Farin 2010).² Die Jugendlichen wurden wegen ihrer friedlichen Einstellung und Wehrverweigerung als die »deutschen Hippies« bezeichnet.

Dieser Essay untersucht die Stereotypisierung von Jugendlichen in den 60er Jahren, die wegen ihres Aussehens und ihres minimalistischen, entschleunigten Lebensstils den gewohnten Alltag und die Arbeitswelt in Frage stellten. Die Fragestellung lautet, wie sich die Ambivalenz von Zuschreibung und öffentlichen Räumen der Gammler im öffentlichen Diskurs in den 1960ern geäußert hat und ob die Debatte große Wellen geschlagen hat. Methodisch stand die Archivarbeit (online wie analog) im Vordergrund, Anlaufstellen waren das Archiv Soziale

Bewegungen und das Stadtarchiv in Freiburg. Im Essay wird zunächst der Gammlerbegriff thematisiert, daraufhin die Nutzung von öffentlichen Räumen durch die Gammler. Danach wird der Bezug zu Freiburg hergestellt, und es wird auf das ambivalente Verhältnis von Freizeit- und Arbeitswelt eingegangen. Schließlich folgt die Abschlussfrage: Viel Wirbel um nichts?

Gammler – stereotype Zuschreibungen und Konflikte um öffentliche Räume

Peter Fleischmann drehte 1966/67 einen Dokumentarfilm zum Thema. In *Herbst der Gammler* folgt er ihnen in München, wobei er sowohl Stimmen aus der divers zusammengesetzten Gruppe von Jugendlichen als auch aus der Bevölkerung sowie von Tourist*innen einfängt: Ein Gammler erzählt über die verschiedenen Ansichten innerhalb der Community. Einige seien Bundeswehrverweigerer und für den Frieden. Anderen sei dies unwichtig, so divers sei die Gemeinschaft. Sie sehen sich als Gemeinschaft

¹ In der vorliegenden Literatur sowie im Quellenmaterial aus dem Archiv Soziale Bewegungen e.V. Freiburg und dem Stadtarchiv Freiburg wird von »Gammlern« (ohne Anführungszeichen) berichtet, daher wird dieser zeitgenössische Quellenbegriff verwendet und nicht mehr in Anführungszeichen gesetzt. Damals wurde die männliche Form verwendet, daher der Hinweis, dass damit die männliche und weibliche Form, Gammler und Gammlerinnen, gemeint waren (und hier ebenfalls gemeint sind).

² Vgl. auch Fleischmann, Peter: *Herbst der Gammler*. BR, München 1967 und *Der Spiegel* (1966).

mit unterschiedlichen Ansichten und Praktiken (einige übernachteten z.B. nicht im Freien). In einer Szene ist eine Gruppe von Jugendlichen versammelt. Peter Fleischmann und sein Kamerateam unterhalten sich mit ihnen. Ein Jugendlicher erzählt, dass er den Brief zum Bundeswehrantritt bekommen hat. Er faltet den Brief auf, dreht ihn in Richtung der Kamera und liest vor, dass er zum 3. Oktober 1966 seinen Bundeswehrdienst antreten solle. Mit einem Lachen entgegnet er, dass er sich zu dieser Zeit in Italien mit anderen Gammlern befinden, ein Fünf-Liter-Fass Wein ansetzen und von Italien aus viele Grüße an die Bundeswehr schicken werde (Fleischmann 1967).

Die Jugendbewegung der Gammler, die in den 1960ern ihre Anfänge hatte, wurde zeitweise als eine der langsamsten Protestbewegungen beschrieben, da sie sich im Müßiggang der Jugendlichen begründete. Es wurde angezweifelt, ob sie überhaupt als eine Protestbewegung anzusehen sei. Gründe dafür waren die geringe Anzahl der Gammler und das demonstrative Nichtstun der Jugendlichen, das »Gammeln«.

Daher rührt auch die Bezeichnung Gammler. Ein Begriff, der von den Jugendlichen nicht selbst gewählt wurde, sondern von der breiten Bevölkerung wie auch in der Politik und Medien ver-

wendet wurde. Während die Jugendlichen sich selbst nicht so bezeichneten, setzte sich dennoch der Begriff durch. Eine Szene in Fleischmanns Film zeigt die Ambivalenz des Gammlerbegriffs. Ein Jugendlicher, der als Gammler angesehen wird, äußert sich dazu:

»Was ist denn überhaupt ›Gammler‹? Kann man sich überhaupt als Gammler bezeichnen? Das ist doch ein Name, den die Gesellschaft uns gegeben hat. Da kann ich mich doch nicht selbst als Gammler bezeichnen, da wär ich doch ein Idiot. [...] Ja, ich bezeichne mich-... Gammler ist für mich ein Schimpfwort. Ich bezeichne mich als Tramper ... oder, Reisender ist etwas zu [lächelt] äh ... vornehm, aber Tramper oder Globetrotter ist doch eins das Richtige. Aber ich bezeichne mich doch niemals als Gammler.« (Fleischmann 1967)

In den 1960ern machten Jugendliche sich öffentliche Räume, besonders aber öffentliche Plätze und Grünflächen zu eigen. Zu dieser Zeit herrschte ein anderes Verständnis von der Nutzung von öffentlichen Räumen sowie von der Wahrnehmung von Jugendlichen im Stadtraum. Die Jugendlichen nutzten öffentliche Gärten, zum Beispiel den Englischen Garten in

München, wie es in *Herbst der Gammler* heißt, um dort zu übernachten, und öffentliche Plätze als (all-)täglichen Aufenthaltsort. Der Aufenthalt von Gammlern im öffentlichen Raum wurde von der Öffentlichkeit mehrheitlich negativ bewertet. Durch Polizeikontrollen oder das Bepflanzen von Grünflächen mit Geranien versuchten staatliche Akteure, Gammler zu jeder Tages- und Nachtzeit zu kontrollieren oder an der Nutzung bestimmter Flächen zu hindern (Bruggaier 2018).

Wenn der unerwünschte Aufenthalt von Gruppen auf öffentlichen Plätzen nicht mithilfe des Gesetzes geregelt werden und die Ordnung im öffentlichen Raum nicht wiederhergestellt werden könne, müssten sie dem Pädagogen Titus Simon zufolge geduldet und hingenommen werden (vgl. Simon 2007: 156–72). Im Fall der Jugendlichen in den 1960ern wurden sie zwar geduldet, aber es herrschte eine negative Einstellung gegenüber diesen Praktiken in der Öffentlichkeit; in Deutschland entstand ein breiter Gammlerdiskurs. Ein Beispiel verdeutlicht die Situation: In der *ZEIT* von 1966 berichtet der Soziologe Ulrich Bathke über die Gammler in Berlin. Der Artikel beginnt mit einer Frage- runde an die Jugendlichen: Die Gruppe wird auf ihre langen Haare oder das Gammeln an-

gesprochen. Eine der Antworten lautet: »Wir verstoßen gegen keine vernünftigen Gesetze, wir tun niemandem etwas« (Bathke 1966). Die Quellen und Literatur zeigen, dass Außenstehende die Gründe der Jugendlichen nicht verstehen konnten, hauptsächlich den Grund für das Nicht-Arbeiten. In den Quellen wird öfter in unterschiedlichen Formulierungen sinngemäß zum Ausdruck gebracht, dass dieses Verhalten zu Adolf Hitlers Zeiten nicht geduldet worden wäre.³

Gammler in Freiburg und die Arbeitswelt

In München oder Hamburg (oder Konstanz, wo 1970 gar ein Mord an einem alternativ aussehenden Jugendlichen geschah) wurde das Thema breit in der Öffentlichkeit verhandelt und führte somit deutschlandweit zu Diskussionen zum Lebensstil. In Freiburg war das Thema nicht so präsent wie in anderen Städten. In den Archiven und in der Literatur finden sich vereinzelt Berichte über die Jugendlichen, oft in Form von Zeitungsartikeln. In Freiburg werden sie in einem Ratsprotokoll vom 26. April 1967 erwähnt:

»d) Gammler auf dem Münsterplatz
Stadträtin B e l l i n g h a u s e n be-

³ Sinngemäß verschiedene Zitate im Spiegel 1966, 1967, Die Zeit 1966.

richtet, sie habe heute morgen auf dem Münsterplatz eine Blumenhändlerin beobachtet, der von Gammlern derart zugesetzt wurde, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußte. Die polizeiliche Entfernung der Gammler hatte nur vorübergehend Abhilfe geschaffen. Hier muß etwas geschehen.

Oberbürgermeister Dr. K e i d e l will diese Sache energisch aufgreifen und helfen. Hier wirkt sich wieder der Mangel an Polizeikräften aus.«⁴

In den archivierten städtischen Verwaltungsunterlagen werden die Gammler nicht breit thematisiert. Dafür werden andere Gruppen wie die Provos angesprochen. In einer Studentenzeitung von 1967 wird von dem Studenten Leander Vierheilig diskutiert, wer Provos seien und ob sie nicht auch zu den Gammlern zählen würden. Der Autor des Artikels distanziert sich davon, dass Student*innen zu den Gammlern dazuzählen würden und schließt seinen Artikel, dass, im Gegensatz zu den Provos, Gammler »nur eine lose internationale Gesellschaft langmähiger Feinde der Arbeit ohne jeglichen missionarischen Eifer« seien (Vierheilig 1967: 3).

In den 1960er Jahren wurde noch nicht von Work-Life-Balance gesprochen, sondern von einer Arbeits- und Freizeitwelt, die unterschiedlich verortet waren. Die Arbeitswelt sei durch (körperlich) schwere Arbeit und strikte Regeln definiert – die Freizeit als das Gegenteil. Sie sei auf öffentlichen Plätzen verortet, die die Gammler zu jeder Zeit nutzten, während der arbeitende Teil der Bevölkerung sie nur in ihrer Freizeit nutzen würde (Auer 2008: 45). Der Normalbürger lebe in der Arbeits- und Freizeitwelt, der Gammler hingegen nur in der Freizeitwelt (Die Zeit 1966).

Viel Wirbel um nichts?

Das Thema um die jungen Leute ab Mitte der 1960er Jahre, die ihren minimalistischen und entschleunigten Lebensstil in der Öffentlichkeit auslebten und den bis dato gewohnten Alltag unterbrachen, sorgte für Diskussion innerhalb der Bevölkerung. Zudem zeigte die Nutzung der öffentlichen Räume das Konfliktpotential, das sich schließlich in den 1960ern im Gammlerdiskurs manifestierte. Das konkrete Problem in der Diskussion um die Jugendlichen lag darin, dass sie öffentliche Plätze nutzten, weil ihnen

⁴ Ratsprotokolle 1967, öffentliche Sitzungen. B 5 XIII a., Nr. 642, S. 145.

selbst keine öffentlichen Räume zur Verfügung standen. Während es heutzutage eine ganz andere Nutzung sowie Akzeptanz von öffentlichen Plätzen gibt und auch in den 1980er Jahren mit den Jugendzentren Rückzugsorte entstanden, wurde in den 60ern der Aufenthalt von den Jugendlichen in ihrer Freizeit auf diesen Plätzen oder an Straßenecken von der Bevölkerung als negativ und irritierend empfunden. Es lässt sich zudem festhalten, dass das Thema um die Jugendlichen medial aufgebauscht wurde: Allein die geringe Anzahl von Gammlern oder auch die Frage, ob es sich überhaupt um eine Protestbewegung handele, stehen in einem gewissen Widerspruch zur aufgeheizten Debatte.

Heute lassen sich einzelne Lebensstilaspekte im Reisen/Backpacking nach dem Schulabschluss wiederfinden, was aber nicht mehr mit den negativen Stereotypen von vor gut 40 Jahren verbunden ist. Erfahrungen zu sammeln und die Welt zu bereisen werden nicht mehr als die negativ besetzten Gegensätze zur Arbeitswelt gesehen und zählen mittlerweile zu den alternativen Lebensstilen im Alltag. Dabei schließen sich Freizeit und Arbeitswelt nicht aus, und in der heutigen schnelllebigen Zeit wird der Müßiggang wieder *en vogue*.

Quellen

Fleischmann, Peter (1967): *Herbst der Gammler*. Bayerischer Rundfunk. 62 Min., s/w.

Stadtarchiv Freiburg

- Ratsprotokolle 1967, öffentliche Sitzungen, B 5 XIII a., Nr. 642.

Publizierte Quellen im Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg

- Gruwe, Peter (1964): Gammler in Deutschland. In: *Konkret*, 11/1964, 5–8.

- Thönnissen, Ann (1965): Sind Gammler glücklich? In: *Twen*, 12/1965, 80–98.

- Vierheilig, Leander (1967): Nichts dagegen, wenn andere arbeiten ... Wer sind, was wollen die Provos? In: *Freiburger Studenten Zeitung*, 5, 2–3.

Historische Zeitungsquellen online

- Der Spiegel (1966): Gammler: Schalom aleichem. Dreck allein ist kein Straftatbestand. In: *Der Spiegel*, 19.9.1966, URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46414560.html> (9.5.2019).
- Der Spiegel (1967): Gammler. Wiar a Kropf. In: *Der Spiegel*, 23.10.1967, URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46197087.html> (9.5.2019).
- Die Zeit (1972): Der Kleinbürger in Hans Obser. In: *Die Zeit*, 21.3.1972, von Werner Birkenmaier. URL: <https://www.zeit.de/1972/13/der-kleinbuerger-in-hans-obser/komplettansicht> (9.5.2019)
- Die Zeit (1966): Verzicht aus Status-Symbol ist ihre Tugend. Aber eine Zahnbürste hat jeder. In: *Die Zeit*, 25.3.1966, von Ulrich Bathke. URL: <https://www.zeit.de/1966/13/aber-eine-zahn-buerste-hat-jeder/komplettansicht> (9.5.2019).

Literatur

- Auer, Gerhard A. (2008): Ab der Mitte der Sechziger Jahre. In: Hanno Hurth, Hg.: *Kinder, Kinder. Kindheit und Jugend in den Sechziger Jahren* (= s Eige zeige, 22). Emmendingen: Landkreis Emmendingen, 45–54.
- Bruggaier, Johannes (2018): Geranien gegen Gammler: Als die Achtundsechziger-Bewegung unsere Region erreichte. In: *Südkurier*, 2.3.2018, URL: <https://www.suedkurier.de/ueberregional/Geranien-gegen-Gammler-Als-die-Achtundsechziger-Bewegung-unsere-Region-erreichte;art1350068,9640467> (Stand 09.05.2019).
- Farin, Klaus (2010): Gammler vs. Provos. In: *Bundeszentrale für Politische Bildung*, URL: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/jugendkulturen-in-deutschland/36168/gammler-vs-provos> (1.9.2019).
- Simon, Titus (2007): Öffentlichkeit und öffentliche Räume – wem gehört die Stadt? In: Detlev Baum, Hg.: *Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe*. Wiesbaden: Springer, 156–172.

BROSCHÜRE ZU DEN GEMEINDERATSWAHLEN AM 20. APRIL 1975

Preis: 0,50 DM

WOHNSITUATION IN FREIBURG

ELEND
FÜR DAS VOLK

Metropolis sozialer Wohnungsbau

2 DM/m²

ASB - FREIBURG
12/75
14.13

GOLDGRUBE FÜR
DIE BESITZENDEN
KLASSEN

1963 1975

Jedem Kandidaten des KBW 3 Stimmen

Bro 14.0.2.7

KBW

**Kommunistischer
Bund
Westdeutschland**

„Jeder hat eigentlich so gelebt
wie sein Geschmack war.“

Kulturanthropologische Perspektiven auf die Erprobung neuer Wohnerfahrungen in den 1970ern

Tasmin Taskale

Wohnen ist ein fundamentaler Bestandteil unseres alltäglichen Lebens und es erhitzt die Gemüter wie kaum ein anderer Bereich unserer Lebenswelt. Dass Wohnen immer auch Gegenstand gesellschaftlicher und politischer Aushandlungsprozesse ist, zeichnet sich derzeit deutschlandweit in vielschichtigen und komplexen Debatten ab, etwa zur städtischen Wohnungsnot, zur Mietpreisbremse oder auch zur Enteignung großer Wohnungsgesellschaften wie Vonovia. Doch nicht nur in Politik und Medien ist das Thema Wohnen ein Dauerbrenner, es ist auch Forschungsgegenstand vieler wissenschaftlicher Disziplinen, wie etwa der Wirtschaftswis-

senschaften, der Soziologie, der Geschichte, der Politikwissenschaft und nicht zuletzt der Volkskunde/Kulturanthropologie.

Der Beitrag geht der Frage nach, wie das komplexe Verhältnis von sich transformierenden Wohnstrukturen einerseits und den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Bedingungen andererseits in den Erzählungen¹ einer Zeitzeugin der 1970er Jahre retrospektiv konstituiert und gedeutet wird. Im Folgenden möchte ich mich aus zwei verschiedenen Perspektiven an das »neue« Wohnen in den 70ern herantasten: Neben einer kurzen Erläuterung der Entwick-

Abb. 1: Wahlkampfbrochure des KBW zur Kommunalwahl 1975 in Freiburg (Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg).

lung des Freiburger Wohnungsmarktes in den 1970er Jahren zeigt das Kapitel »Wohnstrukturen«, durch welche rechtlichen, ökonomischen und soziopolitischen Faktoren die städtebauliche Praxis in den 1970er Jahren bedingt wurde, welche Akteursgruppen darin vertreten wurden und welche nicht. In einem zweiten Schritt soll geklärt werden, wie die Akteur*innen die Aneignung der baulichen Substanz – innerhalb der ihnen vorgegebenen Möglichkeiten – und den alltäglichen Umgang damit in den 70ern erfahren haben. Durch die Analyse meines empirischen Materials möchte ich herausfinden, mit welchen Bedeutungen und Sinngehalten die Objekte und Praktiken des Wohnens in den Erzählungen der Zeitzeug*innen versehen werden und welche Narrative und Vorstellungen vom neuen und alternativen Wohnen in den 1970er Jahren dabei aktiviert werden.

Wohnstrukturen und gesellschaftliche Leitbilder

Wie heute, war auch in den 70ern der Bedarf an angemessenem, bezahlbarem Wohnraum groß, und der Mangel an verfügbaren Wohnungen wurde durch rasant steigende Mietpreise verschärft. Insbesondere in städtischen Räumen überschritten diese vielerorts die Zahlungsfähigkeit der Mieter*innen. Diese schwierige Wohnsituationen spiegelte sich auch in Freiburg wider. Nachdem die Stadt, wie es in vielen deutschen Städten der Fall war, seit den 1950er Jahren eine rasante wirtschaftliche Entwicklung erlebte, welche von einem enormen Bevölkerungswachstum begleitet wurde, stieg der Bedarf an Wohnraum erheblich. Trotz vieler Bemühungen seitens der Stadtverwaltung – wie etwa dem 1964 verabschiedeten Fünf-Jahresplan zum Wohnungsbau² – verschärfte sich die Lage auf dem Wohnungsmarkt im Laufe der Siebziger Jahre weiter. Einem Bericht zum Wohnungsbau vom Dezember 1971 ist zu entnehmen, dass die

¹ In Anlehnung an die Europäische Ethnologin Silke Meyer begreife ich die Erzählungen meiner Interviewpartnerin als »individuelle Akte der Sinnstiftung, aber auch als Träger von intersubjektiven Werthaltungen und Handlungsmaximen« (Meyer 2014: 245), die im *hic et nunc* der Interviewsituation stattfinden. Diese Perspektive setzt voraus, dass das Forschungsinteresse von der erinnerten Vergangenheit auf den Zeitpunkt des Erzählens in der Gegenwart verschoben werden muss.

² Vgl. Gemeinderatsbeschluss der Sitzung des Freiburger Gemeinderats am 28. April 1964, Stadtarchiv Freiburg, Bestand C5/6.

Zahl der »echten Wohnungssucher« in Freiburg auf insgesamt 5.631 Personen geschätzt wurde.³ Wie in vielen anderen deutschen Städten entstanden in diesem Zeitraum auch in Freiburg sogenannte Stadtrandsiedlungen, wie beispielsweise in Weingarten, Betzenhausen oder Landwasser. Auch hier stand die Versorgung der Kleinfamilie mit Wohnraum im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Soziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel deuten in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich die Gleichsetzung von Wohnen und Kleinfamilie erst im Laufe der Zeit »in einem Prozeß der Nivellierung von Differenzen zwischen sozialen Gruppen und zwischen Stadt und Land« (Häußermann/Siebel 1992: 75) gegen vielfältige andere Wohnleitbilder durchgesetzt hat. Die Autoren zeigen auf, wie dieses idealtypische Konzept der modernen Wohnung – als Ort der Familie, der Nicht-Arbeit, der Privatheit und Intimität – durch Gesetze, Förderrichtlinien und Finanzierungsbestimmungen institutionalisiert und realisiert wurde und dabei gleichzeitig die Wohnwirklichkeit und die Wohnwünsche vieler Menschen prägte (ebd.).

Erprobung neuer Wohnerfahrungen in den 1970ern

Wenngleich die normative und faktische Dominanz dieses Wohnleitbildes auch in der Gegenwart noch eine große Rolle spielt und als eine wichtige programmatische Grundlage der Wohnungspolitik angesehen werden kann, konnten sich seit den 1970er Jahren doch immer mehr alternative Wohn- und Lebensweisen neben und anstelle des Familienhaushalts herausbilden. Dazu zählen auch die Wohngemeinschaften, die zu Beginn der 1970er Jahre vorwiegend in innerstädtischen Altbauwohnungen entstanden. Auf der rechtlichen Ebene wurden diese Entwicklungen besonders durch die Herabsetzung des Volljährigkeitsalters auf 18 Jahre sowie die Aufhebung des »Kuppelei-Paragrafen« (§ 180 StGB) begünstigt. Die Bildungsexpansion und die damit rasant wachsende Anzahl an Personen mit verlängerter Ausbildungsdauer, führten auf der wirtschaftlichen Ebene zu einer großen Nachfrage nach bezahlbarem Wohnraum (Reichert 2014: 363). Weitergehend stieg im Laufe der 70er Jahre besonders bei der jungen Bevölkerung das »Bedürfnis nach individueller Unabhängigkeit und Selbstbestimmung« (Spiegel 1986: 133). Es zeichnete sich ein Spannungs-

³ Vgl. Bericht zum Wohnungsbau 1971–1975. Dezember 1971, S. 4, Stadtarchiv Freiburg, Bestand C6/60.

feld ab zwischen gesellschaftlich etablierten Normen- und Rollenvorstellungen einerseits und einem wachsenden Wunsch nach persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten und Gleichberechtigung andererseits, das sich im Wohnen verdichtete. Von außen, insbesondere aus dem bürgerlichen Milieu, wurde diese neue Wohnform häufig kritisch beäugt, als Kommune abgestempelt und mit freier Liebe und Anarchie gleichgesetzt. Dass die Gründung einer Wohngemeinschaft – entgegen stereotyper Vorstellungen – jedoch nicht primär politisch motiviert war, sondern eher als eine Reaktion auf die prekären Wohnverhältnisse der Zeit gedeutet wird, zeigte sich in den Gesprächen mit Frau Lärche*, die damals in einer WG lebte:

»Es war für uns alle ein bisschen aus der Not geboren auch. Wenn du dir vorstellst wie es vorher war, diese Unfreiheit, die du hattest, [...] und ich glaube, es war das Politische überhaupt nicht im Vordergrund oder auch das Sexuelle nicht im Vordergrund. Es ging einfach darum, dass man einigermaßen bezahlbar in einer netten Gegend mit netten Leuten wohnen konnte.« (Interview mit Frau Lärche)

Im weiteren Verlauf des Gesprächs grenzt sich meine Interviewpartnerin deutlich von radikal-

politischen Kommunen, wie der Kommune 1 in Berlin, ab und bemängelt die Vorurteile »des Spießbürgertums« (ebd.), denen sie sich zu Beginn ihrer Zeit in der Wohngemeinschaft häufig stellen mussten. Die Gründung der Wohngemeinschaft begründet die Zeitzeugin weitergehend mit den negativen Erfahrungen mit vorherigen Wohnformen, wie dem Wohnen zur Untermiete:

»Dann warst du da mitten in diesem kleinen Wohnungskonglomerat drin, hattest zwar ein kleines Zimmerchen, aber du musstest halt die Küche mitbenutzen, das Bad, die Toilette und so. Also das war schon sehr eng. Und dann hat sie mir auch immer so ein bisschen ihren Sohn angepriesen und dann hab ich gefunden, jetzt wird's Zeit.« (ebd.)

Für Frau Lärche stand die Befreiung aus den als zu eng empfundenen sozialen Bindungen im Vordergrund. Die Zeit als »möbliertes Fräulein« (ebd.) verbindet sie mit einem Gefühl von Unfreiheit: Das Adjektiv »eng« wird hier nicht nur in seiner räumlichen Dimension verstanden, sondern auch in seiner sozialen. Hier werden Verständnisse von Individualismus, Freiheit und persönlicher Entfaltung artikuliert, wie sie sich im Laufe der 70er allmählich herausbildeten.

Die sich wandelnden Werteorientierungen materialisierten sich auch in der Einrichtung der Bewohner*innen, welche den neuen pragmatischen und postmaterialistischen Lebensvorstellungen entsprach: »Jeder hat eigentlich so gelebt wie sein Geschmack war« (ebd.), resümiert Frau Lärche im Interview. Wenngleich die Möblierung nicht so sehr von gesellschaftlichen Normen bestimmt wurde, war die Einrichtung insbesondere durch geringe finanzielle Mittel bedingt. In unserem Gespräch berichtet meine Interviewpartnerin vom kreativen Umgang mit den begrenzten finanziellen Möglichkeiten:

»Um die Ecke rum war 'ne Schreinerei und da bin ich hingegangen und hab mir Pressspanplatten geholt und hab mir ein Bett gebaut aus dem Pressspan, hab mir einen Schreibtisch gebaut da draus. Dann gab's damals in Freiburg noch Sperrmüll, das war super toll und da konntest du teilweise die tollsten Sachen kriegen. [...] Vielleicht für viele etwas gewöhnungsbedürftig die Einrichtung, aber wir haben's geliebt so.« (Interview mit Frau Lärche)

Die Pressspan-Möbel und die »Schätze« vom Sperrmüll sind in dieser Erzählung eingebettet in ein Geflecht aus Beziehungen und retrospektiven Deutungen von Entbehrungen, Mangel

und Kreativität. Die Materialisierungen des Wohnens sind damit nicht zu trennen von den Handlungen, in die sie eingebunden sind, sowie den diesen zugrundeliegenden Werteorientierungen. Im Rahmen der Aneignung werden die Objekte mit Bedeutungen und Sinn versehen und mit Narrativen und Imaginationen verstrickt, die sich in den Erzählungen der Akteur*innen in der Gegenwart widerspiegeln.

Wohnen als Kristallisationspunkt des Wandels

Ziel dieses Beitrags war es, die retrospektiven Deutungen des Wohnens in den 70ern aus der Perspektive von Zeitzeug*innen offenzulegen und auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen aufmerksam zu machen, die Wohnen als sozialen und historischen Prozess hervorbringen. Mit Blick auf die neue Wohnform Wohngemeinschaft wird deutlich, wie sich Transformationen kultureller Werte, Normen und Deutungsmuster im Wohnen verdichten. Die Entstehung und gesellschaftliche Etablierung der Wohngemeinschaften ist dabei nur ein Teilaspekt im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozesse, wie sie in den 1970ern stattfanden, etwa die Liberalisierung der Ge-

schlechterrollen und Lebensentwürfe (Kanacher 1987: 47). Das Leben in der Wohngemeinschaft war für meine Interviewpartnerin – wie für die meisten Bewohner*innen – nur für eine begrenzte Zeit als Wohnform akzeptabel. Die dadurch hervorgebrachte Art des Zusammenlebens jedoch war und ist »mehr als eine vorübergehende Mode« (Häußermann/Siebel 1992: 110). Elisabeth Katschnig-Fasch bezeichnet die Wohngemeinschaften als Produkte eines neuartigen Sender-Empfänger-Systems, »weil sie in ihrer Entstehungsphase, den späten 60ern, nicht in das Geflecht moderner städtischer Wohnformen einzuordnen waren, sich aber sehr schnell als deren Veränderungen etablierten« (Katschnig-Fasch 1998: 243). Wenngleich die Wohngemeinschaften in den 1970er Jahren nicht immer einen emanzipatorischen und politischen Anspruch hatten, drangen die von ihnen geteilten

und gelebten Wertorientierungen – persönliche Entfaltung, Selbstbestimmtheit und Gleichberechtigung von Mann und Frau – doch »als neue kulturelle Praxis und Strategie in weite Bevölkerungskreise ein« (Katschnig-Fasch 1998: 252).

Interviews und Quellen

Interviews mit Frau Lärche*, Freiburg, 19. Januar 2019 und 18. April 2019.

(* Name geändert)

Stadtarchiv Freiburg

- Gemeinderatsbeschluss der Sitzung des Freiburger Gemeinderats am 28. April 1964, Bestand C5/6.

- Bericht zum Wohnungsbau 1971–1975. Dezember 1971, S. 4, Bestand C6/60.

Literatur

Häußermann, Hartmut/Walter Siebel (1992): Soziologie des Wohnens. Ein Grundriß. In: Hartmut Häußermann, Hg.: *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag, 69–116.

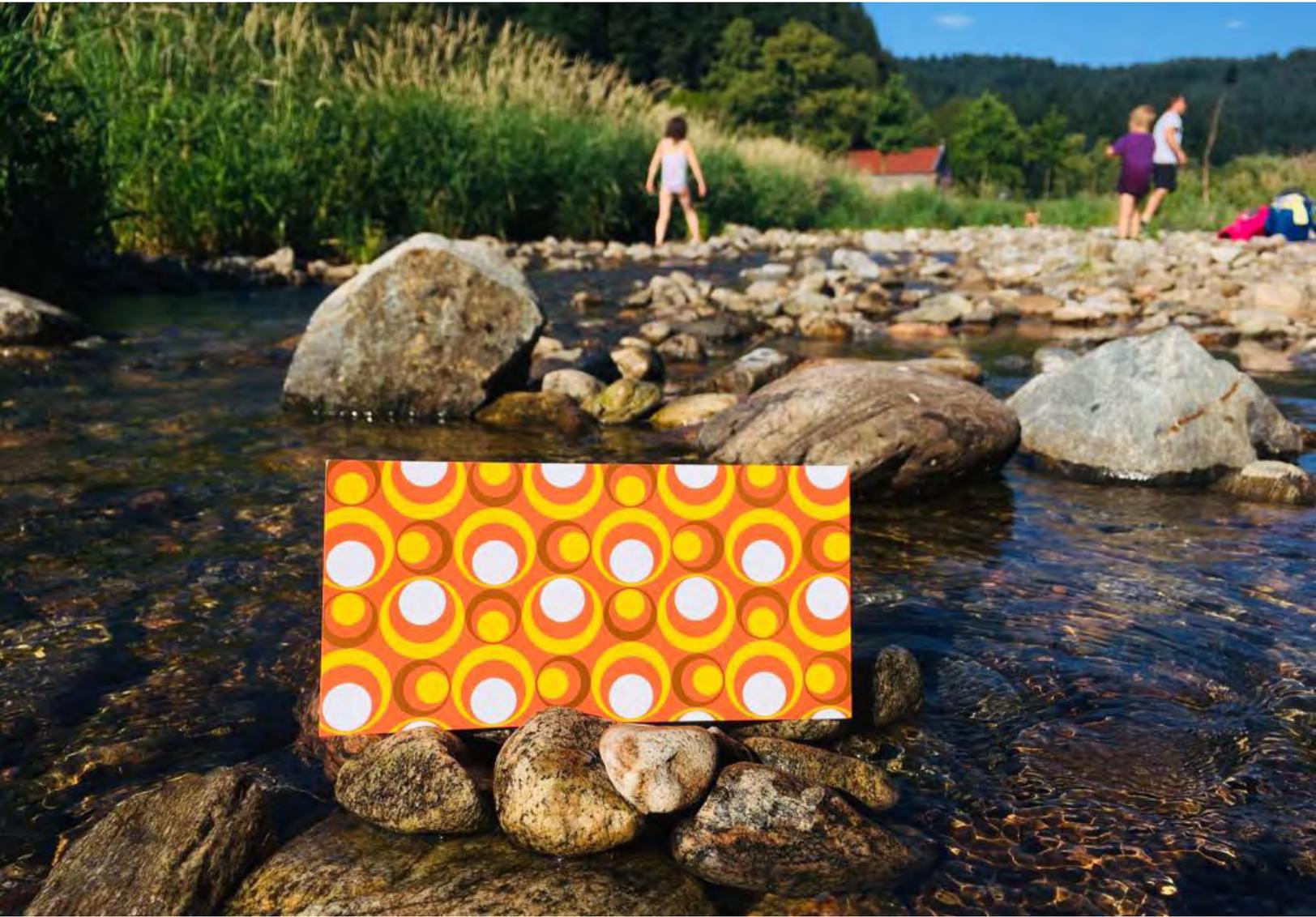
Kanacher, Ursula (1987): *Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel der Wohnungsgrundrisse als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850 bis 1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.

Katschnig-Fasch, Elisabeth (1998): *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien u.a.: Böhlau Verlag.

Meyer, Silke (2014): Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 110 (2), 243–267.

Reichert, Sven (2014): *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Spiegel, Erika (1986): *Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen. Lebenssituationen, Wohn- und Standortverhältnisse*. Frankfurt a. M., New York: Campus-Verlag.



Wir danken für Unterstützung
und Kooperation:

Uniseum Freiburg



z | p | k | m



**Antik
lager**

Bild- und Quellennachweis

Alle Abbildungen, Texte und Fotos, sofern nicht anders vermerkt: Projektteam.
Abdruck der Archivquellen mit freundlicher Genehmigung der Archive.

Abb. links: Ausstellungsflyer, 2019 (Foto: privat).

In den »langen« 70er Jahren, zwischen 1968 und 1983, veränderte sich der Alltag im Stillen, aber nachhaltig – auch in Freiburg. Nach »68« entstand ein alternatives Milieu, dessen Ideen bis heute in die Gesellschaft hineinwirken. Immer mehr Menschen orientierten sich weg von konventionellen Wert- und Rollenvorstellungen hin zu persönlicher Entfaltung, Selbstbestimmtheit und Gleichberechtigung. Engagierte Bürger*innen ergriffen die Initiative und verwirklichten in ihrem Umfeld ihre Ideale von selbstorganisierten und demokratischen Projekten: Das Kommunale Kino, der Buchladen Jos Fritz, alternative Wohnformen und die Umweltbewegung haben ihre Ursprünge in jenen Jahren. Die Essays in diesem Band erzählen von den damaligen Bestrebungen für das Gute. Die Geschichten fragen uns heute: *Was wollen wir bewegen und wie wollen wir miteinander leben?*

ISBN 978-3-947637-01-0